

5 Zusammenführung und abschließende Analysen

5.1 Die Konstitution des Sprachkontaktparadigmas in 17 Schritten

Im ersten Teil dieses Schlusskapitels sollen noch einmal die Erkenntnisschritte, die konzeptuell-theoretische Evolution akzentuiert werden, die von unserem Ausgangspunkt, der Sprachreflexion in der griechischen Antike, über mehr als zwanzig Jahrhunderte hindurch zur Konstitution eines Sprachkontaktparadigmas im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts geführt haben. Der besseren Übersicht halber soll dies in einer einfachen Schrittfolge geschehen, die aber nicht nur bestimmte Details der Geschichte der Sprachreflexion beiseitelässt, sondern diese Geschichte auch inhaltlich auf die im engeren Zusammenhang mit dem Sprachkontaktparadigma stehenden Gedankengänge, theoretischen Konzeptionen, Forschungsansätze und zum Teil auch Epochen komprimiert. So finden sich zum Beispiel die grammatikografischen oder die scholastischen (oder andere logizistische) Ansätze in dieser Schrittfolge nicht wieder, weil sich diese dadurch auszeichnen, dass sie die kontaktrelevanten Themen (Entlehnung, Mischung etc.) methodisch unterdrückten, aber nicht unbedingt sachlich negierten. Deshalb mussten sie in der Gesamtdarstellung in den vergangenen Großkapiteln auch berücksichtigt werden, um Ideenevolutionen und Makroausrichtungen in der Sprachreflexion greifbar zu machen. Dort konnte aber ebenso gezeigt werden, dass ihre Funktion in der Evolution des Kontaktparadigmas eine bestenfalls oberflächlich dialektische, jedoch keine inhaltlich signifikante war. Viele der in [Kapitel 3](#) und [4](#) herausgearbeiteten Heterogenitäten, Rekursivitäten, Diskontinuitäten und Überschneidungen können in der folgenden, notwendig verkürzenden Zusammenfassung ebenfalls keine Berücksichtigung finden.

1.

Der erste für die Konstitution des Sprachkontaktparadigmas relevante Schritt ist die philosophische Frage, welche Erkenntnismöglichkeiten die Sprache in Bezug auf die Welt bereithält, oder konkreter: in welcher Verbindung die Spra-

che mit den Dingen, die sie repräsentiert, steht. Eine frühe Polarisierung in dieser Frage finden wir im antiken *physei-thesei*-Diskurs, eine erste umfangreiche Ausgestaltung in Platons *Kratylos*-Dialog. Von nun an sind zwei Grundpositionen zu unterscheiden: Es besteht eine (wie auch immer geartete) tiefere Verbindung zwischen den sprachlichen Zeichen und den Dingen, auf die sie referieren (*physei* im weitesten Sinne), oder aber es besteht zwischen ihnen bloß eine über die Konvention vermittelte Verbindung (*thesei* im weitesten Sinne).

2.

Der zweite Schritt besteht schlicht in der Thematisierung von Sprachkontakt und kontaktbedingtem Wandel, mit der im Grunde eine alltägliche empirische Erfahrung des Menschen aufgegriffen wird. Weil diese Erfahrung so alltäglich ist, finden wir ihre erste Thematisierung ebenfalls schon im *Kratylos*-Dialog, dort freilich im Zusammenhang mit dessen Grundfrage. Der Zusammenhang entpuppt sich als kausaler, denn eine konsequente *physei*-Position in der Frage nach der Beziehung zwischen den sprachlichen Zeichen und den bezeichneten Dingen schließt die Signifikanz (wenn nicht sogar die Existenz) von kontaktbedingtem Sprachwandel aus. Dieser Kausalität entsprechend wird in der Folge umso intensiver über den Kontakt zwischen und die Vermischung von Sprachen nachgedacht, je näher die Position des jeweiligen Autors (manchmal auch einer Schule oder einer ganzen Epoche) am *thesei*-Pol in der Erkenntnisdebatte liegt. Daher lässt sich umgekehrt von der Art der Thematisierung dieser Phänomene auch auf die Position in dieser Debatte schließen. Wenn kontaktbedingter Sprachwandel vor dem 19. Jahrhundert beschrieben wird, dann ausschließlich als das triviale Phänomen, das es in einem Verständnis von der Sprache als *Konvention* nur sein kann.

3.

Ein dritter Schritt ist die Konzeptualisierung von sprachlicher Variation. Sprachen variieren diatopisch, diastratisch und zwischen den Generationen – diese Ideen finden wir im Ansatz wieder schon bei Platon, deutlicher bei Isidor von Sevilla. Dante Alighieri fügt eine diaphasische und eine diamesische Variationsebene hinzu, wenn er zwischen Grammatik und Volkssprache unterscheidet. Am nachhaltigsten wirkt allerdings die Erkenntnis der diachronischen Variation, der Geschichtlichkeit von Sprache, die wir zuerst Isidor und Dante attestiert haben, was jedoch keineswegs bedeuten soll, dass sie in der Antike gänzlich gefehlt hätte. Aber bei Isidor trifft sie nun auf ein neues, christlich-kreativistisches Geschichtsverständnis, das aus dem biblischen Topos der babylonischen Sprachverwirrung die unweigerliche historische Diversifizierung der Sprachen ableitet und ihr auch das Konnotat des Verfalls beilegt. Diese Lesart lässt sich bis ins 19. Jahrhundert verfolgen; in ihren Grenzen emergieren

unter anderem die Vorstellung von einer ersten oder *Ur-Sprache*, von einer genetischen Verwandtschaft der Sprachen sowie das Bild der Sprachfamilie und des Sprachstammbaumes. Neben dieser *vertikalen* Diversifizierung (im Bild: von den Wurzeln zu den Ästen) wird oft ebenso eine *horizontale* (zwischen einzelnen Ästen) selbstverständlich angenommen. Damit wird also auch kontaktbedingtem Sprachwandel (etwa bis zu Wilhelm von Humboldt) das Potential zugeschrieben, neue Sprachen zu generieren – freilich überwiegend im Rahmen der Verfalls- beziehungsweise Korruptionsmotivik. Punktuell wird die historische Dynamik der Sprache beziehungsweise der Sprachen aber schon früh mit der kreativen Agentivität des Menschen assoziiert und als Wert verstanden (etwa bei Dante oder Antonio de Nebrija).

4.

Ein vierter Schritt ist die Konstatierung einer sozial-kommunikativen Funktion der Sprache, die wir abermals in Platons *Kratylos*, genauer: in Sokrates' Definition der Sprache als ein „belehrendes“ oder „Information vermittelndes Werkzeug“ schon angedeutet finden. Zusammen mit einer *thesei*-nahen Position führt sie bei Dante und stärker noch bei Theodor Bibliander und Conrad Gessner zu der Auffassung, dass Sprecher ihre Sprachen nach ihren Bedürfnissen verändern. Darunter fallen explizit auch sozial-kommunikative Anforderungen in Sprachkontaktsituationen.

5.

Im fünften Schritt wird das dominante mechanistische Sprachverständnis des Rationalismus und der Aufklärung im ausgehenden 18. Jahrhundert von einem mit diesem bewusst kontrastierten organistischen abgelöst. Johann Gottfried Herder und Wilhelm von Humboldt bringen die Begriffe *organisch* und *Organismus* in die Sprachtheorie ein. Die Sprache gilt nun als historisch gewachsenes Ganzes, das sich nach eigenen Regeln selbst organisiert und nicht sinnvoll durch Zugriff von außen organisiert werden kann oder sollte. Ganzes und Organisation werden vor allem mit der Sprachstruktur, der Grammatik assoziiert, der nun gegenüber dem Lexikon das Primat eingeräumt wird. Sprache gilt als unmittelbare Repräsentation eines Volksgeistes, beide sind vom jeweils anderen determiniert. Jede einzelne Sprache ist damit Unikat einer national individuellen Welterfahrung, die Sprachenvielfalt wird deshalb erstmals uneingeschränkt positiv betrachtet, und auch Kultur- beziehungsweise Sprachkontakt wirken in dieser Hinsicht nicht korrumpierend, sondern bereichernd.

6.

Im frühen 19. Jahrhundert werden im sechsten Schritt, unter dem Eindruck der sich im Wissensdiskurs immer erfolgreicher präsentierenden Naturwissen-

schaften, verschiedene Stränge in einem deutlich identifizierbaren Forschungsparadigma zusammengefasst: Die historischen Zusammenhänge zwischen den Sprachen stehen im Untersuchungsfokus, die Grammatik gilt als Schlüssel zu diesen Zusammenhängen, der grammatische Vergleich und die Rekonstruktion sind die bevorzugten Methoden. Dieser emergierende Ansatz grenzt sich von Anfang an gegenüber den anderen sich mit Sprache befassenden (wie der Philologie) als der *eigentlich wissenschaftliche* ab. Hinzu kommt insbesondere in der deutschen Sprachwissenschaft eine progressive *Organifizierung* der Sprache, die sich auf mehreren Ebenen entfaltet: Zunächst abstrakte, illustrative Analogien zu biologischen Organismen werden konkreter, Sprachen gelten als in sich geschlossene, abgegrenzte Einheiten, in Überschneidung mit dem romantisch-nationalistischen Diskurs auch als ‚organische‘ Kohärenzträger der Nation. Untersuchungsfokus, Methoden und Organizismus rücken allein die vertikalen (genealogischen) Beziehungen der Sprachen ins Zentrum und marginalisieren die horizontalen (kontaktinduzierten).

7.

In einem siebten Schritt wird im Spannungsfeld von Organismusanalogie und politischer Ideologie der Romantik die Sprachmischung (im Sinne der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft, also vor allem *grammatische* Mischung) *denaturalisiert*. Weil die postulierte Organizität der Sprache noch eher metaphorisch ist, wird (zum Beispiel von Franz Bopp und Jacob Grimm) anerkannt, dass die ‚Sprachorganismen‘ sich mischen *können*, doch wird der Vermischung das Attribut des Normalen, Trivialen, Natürlichen entzogen: Sprachen *sollen* beziehungsweise *dürfen* sich nicht vermischen, weil damit ihre Funktion als Kohärenzträger der Nation gefährdet wäre. Die historisch gewachsene Individualität des National- oder Volksgeistes würde korrumpiert und die Nation geschwächt.

8.

Ein achter, für unser Thema ganz entscheidender Schritt umfasst das, was wir als die *Entmenschlichung der Sprache* bezeichnen können, das bedeutet: ihre Auskoppelung aus jenem Aktionsfeld, das dem menschlichen Willen unterliegt, aus der Sphäre der Geschichte. Diesen Schritt vollzieht in der Sprachtheorie maßgeblich August Schleicher, im Rahmen einer zweiten, nun expliziten Organifizierung der Sprache: Die Sprachen *sind* für Schleicher Naturorganismen, sie gehören zur Sphäre der Natur, ihr Wandel steht deshalb außerhalb der menschlichen Agentivität, und die Sprachwissenschaft *ist* mithin eine echte Naturwissenschaft. Hinzu kommt eine katastrophistische Deutung der Sprachgeschichte (die ihren Vorläufer freilich in der christlich-kreationistischen Interpretation hat), die Schleicher zwischen einer prähistorischen Phase der Sprachentstehung

und einer historischen des Sprachwandels beziehungsweise -verfalls unterscheiden lässt. Diese Deutung verhindert es, dass die Entstehung neuer Sprachen in historischer Zeit für möglich gehalten werden kann. In Kombination führen konsequenter Organizismus und Katastrophismus bei Schleicher zu einer stringenten Ausformulierung des Stammbaummodells, und sie haben eine weitere wichtige Konsequenz, die gleichzeitig ein Abgrenzungsmerkmal zur Generation Friedrich Schlegels, Franz Bopps und Jacob Grimms darstellt: Sprachen *können* sich in dieser Lesart nun nicht mehr substantiell vermischen. Sprachkontakt wird damit für die Sprachwissenschaft zu einer vernachlässigbaren Größe. Schleicher und auch Friedrich Max Müller negieren deshalb apriorisch die Existenz von (grammatisch) gemischten Sprachen. Die Negation der Sprachmischung in der dominierenden Sprachtheorie steht nun aber im offenen Konflikt mit den in der europäischen Sprachreflexion überlieferten und immer zahlreicher auch aus den europäischen Kolonien zusammengetragenen Erfahrungen von Sprachkontakt und Sprachmischung. Sie provoziert eine antithetische Reaktion, die sich erneut auf die *empirische Erfahrung* von Sprachkontakt als Grundlage alles Theoretischen beruft: Diese Reaktion *ist* gewissermaßen unser Sprachkontaktparadigma in all seinen theoretischen, methodischen und empirischen Facetten.

9.

Der neunte Schritt steht deshalb mit dem achten in einem dialektischen Verhältnis, und er ist der erste, den wir zur eigentlichen Konstitution des Sprachkontaktparadigmas rechnen können. Er besteht in der Reaffirmation der Verankerung (oder *Fundiertheit*)⁴⁷⁴ der Sprache im Bereich des Historischen, in jener Sphäre also, in der der Mensch und nicht die Natur schafft, wir könnten auch sagen: in einer *reaktionären Denaturalisierung* der Sprache. Der dialektische Aspekt ist entscheidend, denn auf der Basis von aus der europäischen Sprachreflexion keineswegs unbekanntem Argumenten und Gedankengängen findet zuerst bei Johan Nicolai Madvig und später bei William Dwight Whitney eine beispiellose theoretische Schärfung statt, die ausdrücklich gegen das organiszistische, naturhistorische Sprachverständnis der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (und teilweise persönlich gegen Schleicher und Müller) gerichtet ist, und die es ohne dieses Gegenüber wohl nicht in derselben Form und Prägnanz gegeben hätte. Madvig und Whitney deuten die Sprache konsequent als *soziale Institution* des Menschen, die ausschließlich nach dem Willen und den Bedürfnissen der Sprecher geformt und verändert wird. Die Sprachwissenschaft kann

⁴⁷⁴ Vgl. für diesen Begriff den sprachökologischen Ansatz von Ludwig, Mühlhäusler und Pagel (2019b).

demnach keine Naturwissenschaft, sondern muss eine historische (beziehungsweise Geistes-)Wissenschaft sein. Als isolierte Antithese kann dieses Sprachverständnis jedoch noch nicht fruchtbar sein, weil es mit fast keinem der etablierten theoretischen Fundamente des 19. Jahrhunderts kompatibel ist. Das gesamte Gebäude der Sprachtheorie muss von Grund auf neu errichtet werden, und dafür sind noch mindestens drei separate Schritte notwendig.

10.

Der erste dieser drei Schritte ist das Postulat des vollständig arbiträren und konventionellen Charakters des sprachlichen Zeichens, das sich bei Madvig andeutet und bei Whitney ausdrücklich formuliert ist. Anknüpfend an die uns im *Kratylos* überlieferte erste große Frage der europäischen Sprachreflexion nach der Verbindung zwischen der Sprache und den Dingen, finden wir damit in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erstmals eine in Verbindung mit dem Arbitraritätsmerkmal theoretisch schlüssige und auch empirisch belastbare *thesei*-Position.

11.

Ein zweiter Schritt besteht in der Adaptation eines uniformitarianistischen oder aktualistischen Erklärungsprinzips historischer Prozesse und der Eliminierung des im naturhistorischen Sprachverständnis (insbesondere bei Schleicher) waltenden katastrophistischen Prinzips. Sprachentstehung und Sprachwandel sind damit keine separaten Größen mehr, sondern das zweite bezeichnet einen zu jeder Zeit und in jeder lebendigen Sprache attestierbaren, kontinuierlich wirkenden Prozess, der langfristig auch neue Sprachen hervorbringen kann und also das erste mit einschließt. Methodisch bedeutet die Adaptation des aktualistischen Prinzips, sich bei der Explikation auf solche Kausalfaktoren zu beschränken, die auch im gegenwärtigen Sprachverhalten beobachtbar sind.

12.

Ein dritter Schritt ist die Affirmation einer gravierenden Abstraktion im Begriff der (*Einzel-*)*Sprache*. Die Abstraktion hat zum Beispiel ontologische, geografische und historische Facetten: Einzelsprachen sind keine in sich geschlossenen, eindeutig identifizierbaren Einheiten, sondern in einem abstrakten Ganzen zusammengefasste Idiolekte (und damit dem Speziesbegriff näher als dem Organismusbegriff, so Whitney), also „Kollektivausdrücke“ (Schuchardt). Für Schuchardt lassen sie sich weder geografisch, noch historisch, noch stratisch, noch phasisch, noch nicht einmal auf der Ebene des Idiolektes eindeutig erfassen. Die Sprache charakterisieren Variation, Übergang und Überlagerung, aber nicht strikte Einheit und feste Grenzen.

13.

Aus dieser letzten Überlegung leitet Schuchardt, und ähnlich Johannes Schmidt, nun eine überragende Rolle des horizontalen (oder arealischen), also kontaktbedingten Transfers sprachlicher Merkmale sowie eine weitreichend beschnittene Bedeutung vertikaler Beziehungen (im Sinne der Spaltungstheorie) zwischen den Sprachen ab. Beide verwerfen Schleichers Stammbaum als genealogische Theorie und klassifizierendes Prinzip und skizzieren alternative Modelle (Wellen und schiefe Ebenen).

14.

Die soziale oder soziologische Sprachtheorie (mit den in 9. bis 12. skizzierten Grundpfeilern) erzwingt nun geradezu die Rehabilitierung oder *Renaturalisierung* von Sprachkontakt und Sprachmischung: Da die sprachliche Variation sich mindestens bis auf die Ebene der Idiolekte erstreckt, ist jede Kommunikation (sofern sie nicht monologisch oder rein mental stattfindet) auch Sprachkontakt. Da Sprache als soziale Institution vom Willen und nach den Bedürfnissen der Sprecher geformt wird, ist Sprachmischung (wieder) ein universales Phänomen: „[E]s gibt keine völlig ungemischte Sprache“, postuliert Schuchardt (1884a, 5), wie ähnlich schon einmal Gessner im 16. Jahrhundert. Es gibt aber einen bedeutenden Unterschied: Die Trivialität, beziehungsweise die *theoretische Banalität* der Phänomene Sprachkontakt und Sprachmischung ist im dialektisch-theoretischen Geneseprozess dieses neuen Universalitätsanspruches verloren gegangen. Aufgrund ihres indikatorischen Wertes (oder ihrer Markiertheit) hinsichtlich der Richtigkeit des insbesondere von Schleicher so stark zugespitzten naturhistorischen Sprachverständnisses sind diese beiden Phänomene vom Rand in eine zentrale Position des theoretisch-linguistischen Interesses vorgerückt, und diese Position kann und muss nun paradigmatisch gefestigt werden, eben weil sie so vehement in Frage gestellt wurde, und weil sie ideengeschichtlich zum Urstoff des neuen sozialen oder soziologischen Gegenwurfes gehört.

15.

Sowohl Bestand des ursprünglichen Diskurses um die Richtigkeit der naturhistorischen Sprachauffassung als auch Element der Paradigmatisierung sind die vielen empirischen Belege für Sprachmischung und Mischsprachen, die im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts von Addison Van Name, James Creswell Clough, Lucien Adam, Adolfo Coelho, Karl Richard Lepsius, Schuchardt und anderen zusammengetragen werden. Der Beginn der wissenschaftlichen Beschäftigung mit den sogenannten Pidgin- und Kreolsprachen (aber auch mit dem, was später mit *bilinguale Mischsprachen* oder *verschränkte Sprachen* tituiert werden wird) ist untrennbar mit der Emergenz und Etablierung des

sozialen oder soziologischen Paradigmas der Sprachbetrachtung verknüpft (z. T. räumlich, wie bei Van Name und Whitney in Yale, z. T. sogar in Personalunion wie bei Schuchardt) und ist als disziplingeschichtliches Ereignis wie auch als theoretisches Postulat nur in dieser Kontxtualisierung schlüssig zu verstehen.

16.

Ein vorletzter Schritt zu unserem Sprachkontaktparadigma ist die fast zeitgleich mit der Theoretisierung der sozialen Sprachauffassung einsetzende und unmittelbar aus dieser abgeleitete Theoretisierung und Systematisierung von kontaktbedingtem Sprachwandel. Die ersten Modellierungen bei Whitney, Clough und Schuchardt sind sich überraschend ähnlich und geben mit Ausnahme eines wichtigen Details auch die Grundstruktur heutiger Modelle wieder (beziehungsweise fungieren als ihre Schablone): Es werden Prozesse und Resultate unterschieden, in der ersten Kategorie Entlehnung, Mischung und Sprachwechsel, und zumindest bei Schuchardt wird auch Alternanz (beziehungsweise *code switching*) geführt; in der zweiten finden wir Sprachen, die im Kontakt mit oder ohne Entlehnungen beibehalten (das heißt auch wenig verändert) werden, mehr oder weniger stark gemischte Sprachen und schließlich im beziehungsweise durch den Sprachwechsel mehr oder weniger stark veränderte Sprachen. Das Detail, das diese Entwürfe von den meisten späteren (und auch aktuellen) unterscheidet, ist die grundsätzlich skalare (nicht kategoriale oder typologische) Organisation des theoretischen Feldes des kontaktbedingten Sprachwandels, die freilich im Einklang mit den Kontinuitäts- und Heterogenitätsvorstellungen der sozialen Sprachtheorie im Hintergrund steht. Auf diesem Feld sind alle Gradierungen der beschriebenen Erscheinungen und auch jeder Übergang denkbar. Diskussionsstoff liefert lediglich die Frage nach der Möglichkeit einer ganz gleichteiligen Sprachmischung.

17.

Als siebzehnten und letzten Schritt wollen wir schließlich den Niederschlag des Sprachkontaktparadigmas in Form einer eigenständigen theoretischen und methodischen Berücksichtigung in Text- oder Lehrbüchern des ausgehenden 19. Jahrhunderts bestimmen. An zentralen Publikationen wie Hermann Pauls *Principien der Sprachgeschichte* (Erstauflage 1880) und Georg von der Gabelentz' *Die Sprachwissenschaft. Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse* (Erstauflage 1891) lässt sich festmachen, dass Sprachkontakt, kontaktbedingter Sprachwandel und Mischsprachen als Forschungskategorien in der europäischen Sprachwissenschaft etabliert sind.

5.2 Zur besonderen Rolle der Romanistik

In unsere Analyse ist auch deutlich geworden, dass an verschiedenen Stellen in der europäischen Sprachreflexion (durchaus auch solchen mit Schlüsselcharakter, und nicht nur für das Thema dieses Buches) einer bestimmten europäischen Sprachgruppe immer wieder ein besonderes Augenmerk galt: den romanischen Sprachen. Nachvollziehbarerweise lenkten oft diejenigen dieses Augenmerk, die mit diesen Sprachen am intensivsten vertraut waren. Das waren zunächst einmal die Sprecher oder anderweitig unmittelbaren Kenner romanischer Sprachen beziehungsweise des Lateins, die an den Sprachdiskursen Europas teilnahmen und das waren später, ungefähr ab den 1830er Jahren, und mit einem starken Gravitationsfeld in der deutschsprachigen Forschungslandschaft, diejenigen Philologen und Sprachwissenschaftler, die eine sich dem vergleichenden Studium der romanischen Sprachen verschreibende Disziplin *Romanistik* ins Leben riefen und nach und nach ausbauten. Wir wollen in diesem Abschnitt noch einmal wichtige Aspekte der besonderen Rolle oder Funktion der romanischen Sprachen und der Romanistik bei der Konstitution des Sprachkontaktparadigmas zusammentragen. Diese Sonderrolle ist gerade mit Blick auf den Gegenstandsbereich der Misch- und Kreolsprachen historiografisch gut beschrieben; es wird aber auch hier noch einmal eine mehr oder weniger ‚klassische‘ Lesart einerseits zu modifizieren und andererseits zu erweitern sein.

Für die Sprachwissenschaft stellt die *Romania*, soviel ist bekannt, einen weltweit vielleicht einmaligen Glücksfall dar, denn in diesem Sprachraum hat sich, in einem überschaubaren Zeitraum, eine beispiellose Fülle an sprachlichen Umwälzungen vollzogen, die, und das ist das Wesentliche, ausnehmend gut dokumentiert sind. Das Latein als gemeinsamer Ursprung der romanischen Sprachen muss nicht, wie bei fast allen anderen Sprachgruppen, mühsam und mit potentiellen Unsicherheiten rekonstruiert werden, sondern ist, in seiner literarisch-klassischen Form wenigstens, so vollständig und umfassend überliefert, dass es auch heute noch gelesen, verstanden, vermittelt und sogar gesprochen (im Vatikan immerhin als Amtssprache) sowie als Quelle der Wortschatzerweiterung anderer Sprachen (zum Beispiel im bildungssprachlichen Kontext) in Anspruch genommen werden kann. Zu rekonstruieren sind lediglich – und auch dies kann nicht zuletzt immer mit einem überprüfenden Blick auf die schriftlateinische Varietät geschehen – die umgangs- oder nächsprachlichen, die *vulgärlateinischen* Ausgangspunkte für die Entwicklung der *Latinitas* in eine *Romania* einerseits, und für die Ausdifferenzierung der einzelnen romanischen Sprachen andererseits. Doch auch dafür liegt heute eine vergleichsweise große Zahl an Dokumenten ganz verschiedener Herkunft und aus verschiedenen Epochen in relativ gut aufgearbeiteter Form vor: Die Kritik römischer Grammatiker an vulgärlateinischen Ausdrücken wie im *Appendix Probi*,

oder Mündlichkeit imitierende Passagen in römischen Theaterstücken wie der *Cena Trimalchionis*, oder Reiseberichte, Briefe und ‚Graffiti‘ mit nächsprachlichem Einschlag lassen gemeinromanische Merkmale aus (oft schon früh vorhandenen) vulgärlateinischen Tendenzen ableiten.⁴⁷⁵ Frühromanische Texte wie die *Straßburger Eide*, die *Nodicia de Kesos* oder die *Emilianischen Glossen* demonstrieren die Fortsetzung dieses allgemeinen Wandels im Rahmen regionaler Ausdifferenzierungen, in diesem Fall in galloromanische und iberoromanische Varietäten. In diesen Verschriftlichungen, die ganz bewusst nicht mehr das Lateinische abbilden, werden die einzelnen romanischen Varietäten für uns erstmals greifbar, und von dort aus lässt sich ihr weiterer Werdegang über verschiedene, mehr oder weniger standardisierte Sprachstufen (etwa Alt-, Mittel- und Neuspanisch) und anhand einer stetig wachsenden Zahl von Texten so gut wie nahtlos bis in die Gegenwart verfolgen. Damit darf der Evolutionsvorgang vom (Vulgär-)Latein bis zu den romanischen Sprachen in ihren modernen Konturen als außerordentlich gut dokumentiert gelten.⁴⁷⁶

Doch damit ist es nicht genug: Im Zuge der neuzeitlichen europäischen Kolonialbemühungen hat eine zweite Welle breit spektrierter und zum Teil sehr tiefgreifender Sprachwandelprozesse stattgefunden, die unter anderem in den romanischen Sprachen einen Ausgangspunkt hat und ebenfalls hervorragend dokumentiert ist. Die koloniale Expansion erschließt auch den romanischen Sprachen eine *Neue Welt* – die *Romania Nova*. Dort kristallisieren sich mit der Zeit eigene Varietäten und ganze Varietätenkomplexe heraus, wie das amerikanische (z. B. Lipski 1994) oder das asiatisch-ozeanische Spanisch (Pagel 2010), und formieren sich in den Interaktionen mit indigenen und anderen durch die koloniale Neuordnung mobilisierten Bevölkerungsgruppen eine Vielzahl verschiedener Sprachkontakterscheinungen bis hin zu Pidgin, Kreol- und anderen Mischsprachen. Abermals muss nun das Verhältnis bestimmt werden zwischen diesen ‚neuen‘ Varietäten beziehungsweise Sprachen, und jenen, aus denen, oder in deren Zusammenwirken sie emergiert sind. Die Parallelen zur Herausbildung der romanischen Sprachen blei-

⁴⁷⁵ Für weiterführende Informationen kann neben der einschlägigen Fachliteratur, angefangen bei Schuchardts *Vokalismus des Vulgärlateins* (1866–1868), guten Gewissens auf Kieslers (2006) *Einleitung in die Problematik des Vulgärlateins* verwiesen werden.

⁴⁷⁶ Dies bedeutet jedoch nicht, dass es eine *lückenlose* Dokumentation wäre: Insbesondere der Übergang von den spätlateinischen zu den frühromanischen Varietäten bleibt spärlich belegt, was zu stark divergierenden Auffassungen über die genaue ‚Bruchstelle‘ zwischen dem Latein und den romanischen Sprachen geführt hat. Hervorstechend ist hier nach wie vor die unkonventionelle These Roger Wrights (1982, 2000), nach der ein echter Bruch nur in der Schrifttradition vollzogen wurde, während im Mündlichen eine kontinuierliche Entwicklung stattfand.

ben auch schon bei Zeitzeugen wie Van Name, Schuchardt oder Andrés Bello keineswegs unbemerkt.⁴⁷⁷

In der Summe weist keine andere Sprachgruppe eine solche Fülle und Vielfalt an Modifizierungen und Diversifizierungen in einem ähnlich kompakten Zeitraum – und vor allem mit einer vergleichbaren Dokumentationsdichte – auf wie die romanischen oder ‚neulateinischen‘ Sprachen. Im Gesamtbild mit ihrer gemeinsamen ‚Muttersprache‘, dem Latein, und ihren eigenen ‚Töchter Sprachen‘, den manchmal (z.B. von Posner 1996) sogenannten ‚neuromanischen‘ Kreol- und Mischsprachen, scheinen sie regelrecht prädestiniert, um verschiedenste Sprachtheorien und insbesondere deren Aus- und Vorhersagen für die Bereiche Variation und Wandel, Sprachkontakt und Sprachmischung zu überprüfen.

Doch damit haben wir einen wichtigen Schritt übersprungen: Denn um überprüft werden zu können, muss ein entsprechender theoretischer Bezugsrahmen erst einmal aufgestellt werden, und das geschieht für gewöhnlich nicht ohne irgendeinen Impuls aus der Empirie. Mit anderen Worten: Eine Theoretisierung von Variation und Wandel, Kontakt und Mischung findet erst (oder nur) dann statt, wenn die mit diesen Begriffen bezeichneten Erscheinungen auch in der Empirie sichtbar werden. Bei sprachlicher Variation mag das trivial sein, aber Sprachwandel und Sprachmischung (in einem ganz allgemeinen Sinn) bezeichnen Prozesse, deren Ergebnisse sich erst über Dekaden und Sprechergenerationen hinweg im Sprechen manifestieren, sodass für eine einzelne Generation eine intensivere Beschäftigung mit ihnen zumindest nicht zwingend naheliegt. Zwei Dinge können die Sichtbarkeit von Sprachwandel und Sprachmischung aber signifikant erhöhen: Das ist zum einen die Schrift, die nämlich aus der Mündlichkeit längst verschwundene Sprachstände mit aktuellen vergleichbar macht, und das sind zum anderen Phasen oder Epochen erhöhter interkultureller Mobilität, denn diese forcieren Sprachkontakt und beschleunigen unter bestimmten Umständen sogar erheblich kontaktbedingten Sprachwandel. In der europäischen Geschichte kommen diese beiden Dinge vielleicht erstmals im antiken Griechenland zusammen; weitaus intensiver und nachhaltiger ist ihr Zusammentreffen aber in der Spätantike, als das römische Vielvöl-

⁴⁷⁷ Zu Van Name und Schuchardt sei auf die entsprechenden Abschnitte dieser Arbeit verwiesen; zu Bello vgl. dessen berühmten Prolog zur *Gramática de la lengua castellana destinada al uso de los americanos* (1847), in dem eindringlich auf den drohenden Zerfall der Einheit der spanischen Sprache, analog zum Zerfall des Lateinischen, hingewiesen wird und aus dieser Bedrohung sprachpflegerische bzw. allgemein sprachpolitische Konsequenzen abgeleitet werden. In etwas andere Bezugsrahmen gesetzt zieht sich die Diskussion um die „unidad de la lengua (castellana)“ freilich bis in die aktuelle Gegenwart.

kerreich, in dem ein bemerkenswerter Kanon an Schrifttexten sowohl *in* einer, als auch (die griechische Grammatiktradition weiterführend) *über* eine Einzelsprache entstanden war, zerfiel, und politische und religiöse Umwälzungen sowie massive Migrationsbewegungen den europäischen Kontinent noch einmal völlig neu ordneten. Das heißt nicht unbedingt, dass Sprachwandel und Sprachmischung im gesprochenen Latein jener Zeit drastischer zu spüren waren als je zuvor, schließlich stellten Sprachkontakte auch während der imperialen Expansion Roms keine Ausnahmen dar. Es dürfte aber bedeuten, dass vor allem diejenigen, die mit dem Schriftkanon des Lateins vertraut waren, sich in diesen turbulenten Zeiten eines rapide wachsenden Abstandes zwischen dem Kanon und der Umgangssprache bewusst wurden und nach Erklärungen für dieses Auseinanderdriften suchten.

Es ist daher wohl kein Zufall, dass die erste aussagekräftige Thematisierung von diachronischer Variation (oder Sprachwandel) und Sprachmischung in Isidors *Etymologiae* auf diese Epoche, konkret auf das frühe 7. Jahrhundert, datiert, und dass sie vordergründig mit dem Beispiel Latein operiert. Isidor zitiert vier aufeinanderfolgende Stadien des Lateins, von denen das letzte, für ihn das zeitgenössische, sich durch eine profunde Einmischung fremder Sprachen auszeichnet. Diese Einmischung wird aber nicht einfach neutral notiert, sondern sie wird gleichgesetzt mit einer Korruption der Integrität des (früheren) Lateins. Um diese Deutung seriös vertreten zu können, müssen zwei Dinge gegeben sein: eine Welterfahrung, die die eigene Gegenwart mit ihren Dynamiken als *Nachfolge* einer Blütezeit versteht – einer Zeit, in der auch die Sprache zu ihrer Blüte gekommen ist; und ein Medium, das die Sprache in dieser Blüte beziehungsweise mit der postulierten Integrität als Vergleichsgegenüber greifbar macht. Römische Gelehrte wie Varro, Cicero oder Quintilian hatten weder diese spezifische Welterfahrung, noch konnten sie, wie nun Isidor, auf eine viele Jahrhunderte umspannende lateinische Schrifttradition zurückgreifen, die das Ausmaß der zeitgenössischen und rezenten Veränderungen verdeutlichte. Die spätlateinische Varietät ist, anders ausgedrückt, gemischt und korrumpiert nur unter Rekurs auf frühere, als erhabener geltende Sprachstände, insbesondere natürlich die klassische Latinitas.

Ein zweiter, kaum weniger wichtiger Bezugsrahmen ist für Isidor die biblische Geschichte der Sprachentstehung im Buch Genesis: Das Topos der babylonischen Sprachverwirrung und sein Konnotat der Bestrafung lassen die (am Latein und anderen Sprachen) attestierte diachronische und diatopische Dynamik der menschlichen Rede als unidirektionalen Prozess verstehen, durch den der Abstand zur ursprünglichen Einheit der Menschen weiter vergrößert und so die göttliche Strafe fortgesetzt wird. Sprachliche Einheit symbolisiert damit immer auch einen Ursprung, sprachliche Vielfalt und Veränderung einen Abfall von diesem Ursprung. Der Weg *zurück* zu größerer Einheit, oder auch zu einer

Vollkommenheit und Reinheit, wie sie in späteren Lesarten dem Hebräischen, der ‚ersten Sprache‘, zugesprochen wird, scheint allein schon durch die Struktur der göttlichen Strafe verbaut. Im Rahmen des christlichen Weltverständnisses ist, mit anderen Worten, eine konstruktive Deutung von Variation und insbesondere von Sprachwandel, etwa als Innovation oder Reform, mit einem ungleich größeren argumentatorischen Aufwand verbunden als eine destruktive im Sinne von Niedergang, Verfall und Korruption, weil das durch Bibel und Theologie kolportierte Sprach- und Geschichtsbild eben diese letztere Deutung so vehement empfiehlt. Wenn Isidor also die rezente und ihm zeitgenössische Entwicklung des Lateins in den Dimensionen der Überfremdung und Korruption beschreibt, dann debütieren damit nicht nur Sprachkontakt und Sprachmischung jenseits einfacher lexikalischer Kopien in der europäischen Sprachreflexion, sondern wird auch eine bestimmte Deutungsschablone geprägt, die noch lange (möglicherweise bis heute) nachwirken sollte.

Auch Dantes Sicht auf die Sprachenvielfalt weicht in ihrem Ansatz nicht von der biblischen Überlieferung ab. Er findet aber zu Beginn des 14. Jahrhunderts zu einem grundsätzlich historischen Sprachverständnis, das auf einer dem Menschen als Agens zugeschriebenen Universalie des Sprachwandels fußt und auch schon eine dezidiert genealogische Lesart beinhaltet. Die einzelnen Sprachen sind für Dante nicht mehr allein göttliche Phänomene, sondern ihr Schicksal ging, nach ihrer ersten Schöpfung im Bestrafungsakt in Babel, in die Hände der Menschen über. Weil diese Menschen aber von Natur aus unstete Wesen sind, haben sich mit ihnen auch ihre Sprachen kontinuierlich verändert und weiter diversifiziert. Anders als Isidor, der auch in seinen Ausführungen zur Sprache das enzyklopädische Anliegen seiner Schrift nicht aus dem Blick verliert, entwirft Dante eine genuine Sprachtheorie und entwickelt seine Argumente ganz wesentlich am Beispiel des Lateins. Auch das ist kein Zufall, sondern muss dringend zusammengedacht werden: Das gesprochene oder umgangssprachliche Latein hat sich in den sieben Jahrhunderten seit Isidor radikal verändert und in viele regional verschiedene Formen ausdifferenziert. In dieser gewaltigen Zeitspanne ist es gleichzeitig ein weitestgehend unbeschriebenes Blatt geblieben, denn das logizistisch-universalistische Sprachdenken des Mittelalters hatte den Fokus der Sprachreflexion von derart weltlichen Erscheinungen abgewandt und sie unter die selbst gesetzte Relevanzgrenze verdrängt. So (und vermutlich *deshalb*) blieb auch die systemische und ideologische Transformation des Vulgärlateins in die romanischen Sprachen ohne eine nennenswerte Dokumentation und Theoretisierung.

Wenn nun mit Dante dieser Fokus auf das Weltliche, das Empirische der Sprache zurückkehrt, dann trifft er auf eine umfassend transformierte Sprachlandschaft, die mit Isidors Ansatz eigentlich nicht mehr erklärt werden kann: Dem weiterhin präsenten klassisch- (beziehungsweise karolingisch reformier-

ten) lateinischen Kanon stehen nun die in Mündlichkeit und Schriftlichkeit ausgliederten romanischen Mundarten gegenüber – zumindest konzeptuell distinkte, vielleicht teilweise gegenseitig, in keinem Fall aber mit dem Latein interkomprehensible Sprachen. Eine auf einem Vergleich basierende Interpretation der letzteren als ‚gemischte‘, ‚korrumpierte‘ Varietäten, wie sie Isidor im 7. Jahrhundert vornehmen konnte, führt im 14. Jahrhundert empirisch nirgendwohin, denn die zu berücksichtigenden Parameter haben sich verschoben und multipliziert: Dante muss differenzieren zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit, zwischen überlieferter beziehungsweise auf einem Bildungsweg vermittelter und natürlich erlernter Sprache, zwischen Grammatik und Volkssprache; und er muss auch ein neues Bewertungssystem schaffen, das den sprachlichen Gegebenheiten gerecht wird.

Auf dem Territorium des ehemaligen Weströmischen Reiches erstreckt sich zu Dantes Zeit also ein beachtliches und in Europa wohl einzigartiges empirisches Spannungsfeld zwischen Latein auf der einen und Romanisch auf der anderen Seite, das einen ganz neuen Zugang zum Thema Sprache einfordert und dessen Entschlüsselung sich umgekehrt für jede zeitgemäße Sprachtheorie empfiehlt. Dantes Ansatz besteht, so haben wir gezeigt, in einer historisch-genealogischen Perspektive auf Sprache, die postuliert, dass Sprachen sich aus anderen Sprachen entwickeln und über den gemeinsamen Ursprung miteinander verwandt sind; in einer konstruktiven Deutung von Sprachwandel und Variation; in der systematischen Unterscheidung von Volkssprache und Grammatik; und in einer selbstbewussten Aufwertung der Volkssprachen. Dieser so wichtige Beitrag zur europäischen Sprachtheorie ist buchstäblich nicht von einem ‚romanistischen‘ Blick zu trennen, beide entstehen gleichzeitig und in wechselseitiger Befruchtung: Der Ursprung und das Motiv von Dantes Theorie sind die romanischen Volkssprachen und ihre Differenz zum Latein, und erst Dantes Theorie, angeordnet um den Begriff der *Volkssprache*, generiert diesen ‚romanistischen‘ Blick.

In Dantes Fußstapfen tritt die Sprachphilosophie der Renaissance, die ebenfalls im romanischen Sprachraum ihren Anfang nimmt. Auf die von Dante angestoßene Frage nach der antiken römischen Umgangssprache reagierend, adaptiert nun Flavio Biondo gewissermaßen das Argument Isidors, indem er die romanischen Volkssprachen als Resultate des durch den Germaneneinfall aufgefächerten Varietätenspektrums des Lateins beschreibt. Biondo unterscheidet also nicht wie Dante zwischen zwei voneinander unabhängigen Sprachtypen (das Latein als *grammatica* und das römische *vulgare* als Ursprung der romanischen Sprachen), sondern zwischen verschiedenen Stilebenen ein und desselben Lateins, und interpretiert die romanischen Volkssprachen als Sprösslinge der gemischten, germanisch-korruptierten spätantiken Umgangssprache. In Kombination mit Dantes philosophischer Aufwer-

tung der Volkssprache eröffnet diese diaphasische Optik freilich umgekehrt auch die Möglichkeit eines stilistischen Ausbaues beziehungsweise einer normativen Fixierung der romanischen Volkssprachen, die nicht nur im Rahmen der Literatur, sondern im 15. Jahrhundert auch in Form von Volkssprachen-grammatiken wahrgenommen wird. Konsequenterweise behandeln die ersten dieser Grammatiken (Leon Battista Albertis und Antonio de Nebrijas) romanische Volkssprachen. Die biondosche Korrumpiertheit dieser Sprachen durch Einmischung fremden Materials wird dort freilich übergangen oder überspielt.

Neben dem Ausbau einzelner Volkssprachen konzentriert sich die Sprachreflexion ab dem 15. Jahrhunderts stark auf die Erfassung beziehungsweise Katalogisierung der Sprachenvielfalt, und das beinhaltet nun oft auch eine Darstellung ihrer Abstammungsverhältnisse sowie Versuche, den Sprachwandel zu erklären. Das Verhältnis Latein–Romanisch hat auch dabei, aufgrund der Unmittelbarkeit und ausgezeichneten Dokumentation dieser Sprachen, weiterhin eine exemplarisch-prominente Stellung: Pietro Crinito, Bibliander, Gessner oder auch Joseph Justus Scaliger ziehen für ihre Ausführungen das Latein heran; die italischen, gallischen, hispanischen und anderen Mundarten gelten zum Beispiel den beiden letztgenannten ganz genealogisch als ‚Zweige‘ oder ‚Sprösslinge‘ desselben. Das Verfalls- oder Korruptionsmotiv verschwindet dabei (das heißt auch im immer wiederkehrenden Abgleich der Funde mit der biblischen Sprachengeschichte) nie ganz aus dem Blick, und doch verändern sich die Deutungen merklich. Bibliander und Gessner vor allem rücken, ähnlich wie schon Dante, den Menschen als Motor des Sprachwandels in den Vordergrund und sehen in der Vermischung verschiedener Sprachen den wohl wichtigsten Modus des Sprachwandels. Gessner schlussfolgert daraus, dass, mit Ausnahme des archaischen, adamitischen Hebräisch, *alle* menschlichen Sprachen gemischt sind, und illustriert verschiedene Stufen der Gemischt- oder Korrumpiertheit (die Begriffe sind weitgehend synonym) unter anderem auch am Spektrum Latein–Romanisch. Die bereits von Isidor in dieser Dreiheit bestimmten „heiligen Sprachen“ Hebräisch, Griechisch und Latein hält Gessner schon in ihren klassischen Varianten für gemischte Sprachen – mehr aber noch die romanischen Mundarten als Fortsetzungen des Lateins, von denen ihm die italische am wenigsten, die hispanische mehr, und die gallische am meisten vermischt zu sein scheint. Auf der höchsten Stufe der Gemischt- beziehungsweise Korrumpiertheit rangiert hier aber erstmals eine andere, nicht-romanische Sprache, die fortan immer wieder in vergleichbaren Zusammenhängen genannt werden sollte: das Englische.

Sprachmischung, meist unspezifisch verstanden als jede Form von kontaktbedingtem Sprachwandel, wird im 16. Jahrhundert also als eine Konstante in der Diachronie der gesprochenen Sprachen erfasst, auch weil sie als Ausdruck einer Bedürfnisbefriedigung der Sprecher verstanden wird. Folglich blei-

ben auch in den Jahrhunderten danach, und selbst in der wieder deutlich weniger an der Empirie ausgerichteten Sprachreflexion der Aufklärung, Betrachtungen von Sprachkontakt und Sprachmischung nicht aus. Weiterhin bietet die Romania einen besonders exemplarischen Rahmen: Johannes Lucio schildert 1666 die Vermischung von romanischen und slawischen Segmenten in Dalmatien, und Gottfried Wilhelm Leibniz berichtet im frühen 18. Jahrhundert – gar nicht frei von Bewunderung – von zwei gemischten und reduzierten Behelfssprachen, die er unter dem Begriff ‚Lingua franca‘ führt, und die auf dem Romanischen (die historische, mediterrane Lingua franca) beziehungsweise auf dem Latein (eine eher spontane Prägung) basieren.

Die von Herder und W. v. Humboldt in die europäische Sprachreflexion eingebrachte organozistische Deutung des Sprachbaues beziehungsweise der Sprachen befördert auch ein radikales Umdenken in Bezug auf die Sprachmischung. Was passiert, wenn Sprachen im Kontakt Fremdes integrieren oder gewachsene Strukturen ablegen? Noch Humboldt kommt zu dem Schluss, dass Mischung eine sprachliche Universalie und auch ein Hauptmodus bei der Entstehung neuer Sprachen ist. Sie wirke grundsätzlich zwar immer störend auf den Sprachorganismus, doch könne dieser ihre Effekte zügig assimilieren, und so bleibe nur schwerlich etwas ‚Unorganisches‘ zurück. Doch die sich etwa zeitgleich begründende historisch-vergleichende Sprachwissenschaft entwickelt schrittweise eine ganz andere Antwort: F. Schlegel, Bopp und J. Grimm interpretieren die Sprachmischung als eine Art Transvestitismus, durch den der Organismus der Sprachen empfindlich bedrängt beziehungsweise deformiert werden kann. Zwar sind Kontakteinflüsse zwischen den Sprachen auch ihrer Ansicht nach häufig, doch wird diese Tatsache hier nach einem anderen Wertesystem bemessen, das sich vor allem aus zwei Quellen speist: einem naturwissenschaftsähnlichen Zugang zur Sprache und der spezifischen Ideologie der Romantik.

Insbesondere Bopp erkennt über den Nexus der Organismusmetapher zahlreiche Anknüpfungspunkte für eine Sprachwissenschaft an Naturwissenschaften wie Biologie und Chemie. Doch das Metaphorische beginnt Stück für Stück zu schwinden, und je stärker die Sprachen in die Richtung tatsächlicher *Naturorganismen* gedeutet werden, die sich zudem nicht durch Paarung, sondern durch Spaltung vervielfältigen oder fortpflanzen, umso mehr müssen kontaktbedingter Wandel und speziell Sprachmischung in jenem Bereich, der als Genom oder Erbmaterial dieser Organismen gilt – die Grammatik –, das Attribut des Unnatürlichen, Anomalen und Unerwünschten zugesprochen bekommen. Die romantische Ideologie, die die Sprache als unverzichtbares Bindemittel der nationalen Gemeinschaft versteht, verstärkt diesen Impuls weiter: Die Sprachen sollen sich, dürfen sich nicht miteinander vermischen, denn sie

garantieren in erster Reihe die Kohäsion der Volksgemeinschaft.⁴⁷⁸ Mit der Interpretation von bisher als stark gemischt geltenden Sprachen wie dem Englischen und den romanischen Sprachen tut sich dieser Zugang notgedrungen schwerer; den Letzteren wird aber ein ausgezeichnetes Erkenntnispotential zuerkannt, nicht nur aufgrund ihrer vergleichsweise rezenten und gut dokumentierten Emergenz, sondern auch gerade wegen ihrer Exotik im Sinne einer „unnatürlichen“, „gewaltsamen“ Korruption und „rohen Verwirrung“ (Grimm 1890, 37) durch Sprachkontakt und -mischung.

Im Rahmen eines nun rigoros naturwissenschaftlichen (und entsprechend um romantisches Gedankengut reduzierten) Ansatzes entwickeln in den 1850er und 1860er Jahren Schleicher und Müller diese Auffassung weiter und führen sie bis an eine Demarkationslinie heran, wo nun überhaupt die Möglichkeit von Sprachmischung jenseits oberflächlicher, vor allem lexikalischer Übernahmen – sprich: in der Grammatik – beziehungsweise die Existenz von in diesem Sinne gemischten Sprachen kategorisch, und schließlich sogar axiomatisch negiert wird. Auch dies geschieht unter dem beispielhaften Einbezug der romanischen Sprachen wie auch des Englischen, was mitunter ganz offene Widersprüche generiert: So schließt Schleicher die Existenz gemischter Sprachen zwar aus, schreibt aber in seinem berühmten Brief an Ernst Haeckel über die „durch Differenzierung und durch fremden Einfluss – Ihr würdet sagen durch Kreuzung – nachweislich aus [dem Latein] hervorgegangenen romanischen Sprachen“ (Schleicher 1863, 19f.).

Das beschriebene Erkenntnispotential der romanischen Sprachen unter den unter anderem von Bopp, Rasmus Rask und J. Grimm entwickelten methodischen Maßstäben auszubeuten, tritt ab den 1830er Jahren, mit Friedrich Diez als ‚Gründerfigur‘, die romanische (oder romanistische) Sprachwissenschaft an. Sprachtheoretisch geht sie jedoch schon früh eigene Wege, indem sie die These vom Bruch zwischen Latein und Romanisch beziehungsweise der Korruption des Lateins in Zweifel zieht und damit auch zumindest den Alleinanspruch der Spaltungsthese in Frage stellt.⁴⁷⁹ Der Fokus auf die diachronische Entwicklung vom (mündlichen) Latein zu den romanischen Sprachen birgt notwendiger-

⁴⁷⁸ Mit ihrem Verständnis von der Sprachmischung und vom Weg der Sprachgeschichte im Allgemeinen knüpft die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft freilich auch an die christlich-abendländische Deutungstradition an.

⁴⁷⁹ Auch gegenüber den Altphilologien galt es, die romanischen Sprachen als Forschungsgegenstand eigener Ordnung zu definieren. Der Ansatz der romanistischen Sprachwissenschaft scheint damit zunächst paradox: Sie formiert sich im Rahmen des historisch-vergleichenden Paradigmas, das das uralte Verfallsmotiv ererbt hat und theoretisch ausbaut; ihr Anspruch ist es aber, die Deutung der romanischen Sprachen als verdorbenes Latein, also genau dieses Verfallsmotiv zu überwinden. Dies funktioniert,

weise auch eine neue, andere Aufmerksamkeit gegenüber denjenigen Prozessen, die für diese Entwicklung zumindest mitverantwortlich gemacht werden, und die in synchronischer Optik interessanterweise auch an neueren, außereuropäisch-romanischen Sprachbildungen beteiligt zu sein scheinen: kontaktbedingter Sprachwandel, grammatische Mischung und Strukturabbau. August Fuchs ist 1849 einer der Ersten, der sich an dieser breiten Palette von Zweifeln und zum Teil neuen Fragestellungen abarbeitet. Er stellt der traditionellen Korruptionsthese die (von ihm auf die frühe italienische *questione della lingua* und, rezenter, auf Grimm und Diez zurückgeführte) These einer mehr oder weniger nahtlosen Evolution des Lateins in die romanischen Sprachen gegenüber und wagt auch einen gleichwertigen Blick auf die jüngeren und aktuellen Entfaltungen dieser Evolution. Das Bemerkenswerte daran ist, dass hier, in der frühen Romanistik um die Mitte des 19. Jahrhunderts, ganz anders über Sprachkontakt und Sprachmischung gedacht wird als etwa zur gleichen Zeit in der Indogermanistik, der allgemeinen Sprachwissenschaft oder der Germanistik, dass insbesondere die Diskurse um den Begriff der *Mischsprache* sich in diesen sprachwissenschaftlichen Disziplinen nicht decken, sondern überschneiden. Noch bevor Schleicher seine Hauptwerke verfasst und darin die These vertritt, Mischsprachen gebe es nicht, und noch weit vor Müller und dessen ‚Axiom‘ von der Unmischbarkeit der Grammatiken beschreibt Fuchs, gänzlich unaufgeregt, unter denselben methodisch-theoretischen Ansprüchen portugiesische Mischsprachen (wir dürfen schon den bald dafür etablierten Begriff *Kreol* verwenden) in Süd- und Ostasien:

In Ostindien hat die Sprache der Portugiesen ihre Herrschaft überdauert, indem auf der Westküste von Vorderindien, wo sie nur noch Goa und Diu besitzen, ein, gewiß mit den andern einheimischen Sprachen sehr gemischtes Portugiesisch als Handelssprache allgemein üblich ist. Auch in Macao herrscht Portugiesische Sprache. (Fuchs 1849, 64)

Dass es sich dabei um sicherlich erstaunliche, aber alles andere als unnatürliche und anstößige Manifestationen der Sprachentwicklung handelt, zeigt auch Fuchs' Versuch, das für das Kolonialportugiesische Beobachtete auf den nach äußeren Gesichtspunkten hinreichend ähnlichen Fall des Kolonialspanischen zu übertragen. Es ist weniger die Emergenz beziehungsweise Existenz portugie-

weil das Verfallsmotiv im historisch-vergleichenden Paradigma *allen* Sprachen (also auch den ‚klassischen‘ wie Latein und Griechisch) als historisches Programm eingeschrieben ist und damit als wertendes Prinzip irrelevant wird. Es bleibt nur eine gemeinsame Verfallskurve, die ausreichend Berechtigung zur Beschäftigung mit *allen* Sprachen erteilt. Zur Evolution des Faches Romanistik vgl. Swiggers (2001); für eine Übersicht zu allen, deshalb so genannten ‚Neuphilologien‘ vgl. Storost (2001).

sischbasierter Mischsprachen, die hier die Aufmerksamkeit erregt, sondern eher die Absenz vergleichbarer Phänomene in der Hispanophonie:

Nirgends scheint sich aber eine eigenthümliche Mundart durch Mischung des Spanischen mit den einheimischen Sprachen (wie das Portugiesische in Ostindien) gebildet zu haben. (Ebd., 71)

Im Jahr 1864, und damit zwischen dem Erscheinen der letzten beiden sprachtheoretischen Beiträge Schleichers 1863 und 1865, reagiert Emilio Teza im Rahmen einer Studie zum Papiamentu auf Fuchs' Beobachtung. Er sieht im Papiamentu zwar keine echte Vermischung des Spanischen mit indigenen Sprachen, aber dennoch eine genuin neue, mit keiner iberoromanischen vergleichbare Varietät:

Certo da questo breve studio sul curassese saremo condotti a restringere la opinione di Augusto Fuchs che lo spagnuolo [...] non si mescolò a nessuna delle lingue indigine da formare un nuovo dialetto [...]. Non s'è mescolato; ma il pensiero nazionale trascinò dietro a sè le forme spagnuole e gli avanzi; così che ne derivò una favella che non assomiglia certo a nessuno dei dialetti metapireneici. (Teza, zit. nach Krämer 2014a, 2)

Aufgrund der gut dokumentierten historischen Ausgangslage einerseits und der nun beobachtbaren und zu dokumentierenden sprachlichen Diversifizierung in den Kolonien andererseits stehen die Diskurse um Sprachkontakt, Sprachmischung und Mischsprachen im romanischen Sprachraum sowie in der romanistischen Sprachwissenschaft schon zeitig auf einer breiteren empirischen Basis, die sich zwangsläufig auch in der Theoriebildung niederschlagen musste: Schuchardt und Schmidt, beide Schüler Schleichers (der zweite freilich kein Romanist), setzen einen wichtigen Akzent, indem sie grundlegende Unstimmigkeiten zwischen Empirie und Stammbaummodell aufzeigen und Alternativen skizzieren. Schuchardt, der auch bei Diez studierte, argumentiert dabei nur von den romanischen Sprachen her, in deren Diachronie er neben der im Stammbaum abgebildeten vertikalen auch horizontale, arealische, also kontaktbedingte Beziehungen angelegt sieht. Diese bei der Etablierung der sprachlichen Verwandtschaftsbeziehungen zu berücksichtigen, hieße, den Stammbaum als theoretisches Prinzip auszusetzen; das Prinzip durchzusetzen hieße jedoch, charakteristische Eigenschaften der romanischen Sprachlandschaft zu ignorieren. Die arealische Perspektive auf sprachliche Erscheinungsformen darf damit als eine theoretische Errungenschaft (zumindest auch) der frühen romanistischen Forschung gelten (vgl. Hoinkes 2003).

Schuchardts Pfad der Erkenntnis beginnt aber nur bei den romanischen Sprachen und ihren Relationen zum Vulgärlatein und zueinander. Auf der Suche nach den in der Stammbaumtheorie angenommenen Brüchen in der Entwicklungslinie, die sich in den sogenannten ‚Töchter Sprachen‘ des Lateins nicht

nachweisen ließen, geraten als nächstes die Kreol- und andere Mischsprachen sowie die Prozesse, die zu ihrer Emergenz führen, ins Visier seiner Untersuchungen. Schuchardt erklärt „das Problem der Sprachmischung“ zum dringendsten der Sprachwissenschaft, weil es von Schleicher und Müller so kategorisch ausgeklammert wurde, und weil sich *nicht zuletzt am Prüfstein dieses kategorischen Ausschlusses* einige grundlegende Annahmen über das Wesen und die Entwicklung von Sprachen falsifizieren lassen. Zu den besonders sensiblen Bereichen der zeitgenössischen Sprachtheorie gehört die Vorstellung von den Sprachen als in sich geschlossene Ganze, analog zu oder gar identisch mit Naturorganismen, und die vom sprecherunabhängigen Wirken der Prozesse im Sprachwandel: Schuchardts Auseinandersetzung damit beginnt schon in seinen frühesten, noch im engeren Sinne romanistischen Arbeiten, und sie bekommt in seinen Beiträgen zur Sprachmischung und den Mischsprachen in den 1880er und 1890er Jahren eine neue Perspektive.

Wenigstens einen Teil seiner diesbezüglichen Überzeugungen bezieht Schuchardt allerdings von Whitney, der, anders als er selbst, eine kohärente, ganzheitliche Theorie von der Sprache als einer sozialen Institution entwirft, die eine in zeitgemäßen Zugängen und Hypothesen anderer Wissenschaften bestens abgesicherte Plattform für die Kritik an den in der europäischen Sprachwissenschaft dominierenden Hypothesen bildet. Whitneys Sprachtheorie haben wir als einen *notwendigen* Überbau und als unumgängliche Voraussetzung für jene Art von wissenschaftlicher Beschäftigung mit Sprachkontakt und kontaktbedingtem Wandel identifiziert, die wir in diesem Buch unter dem Begriff des Sprachkontaktparadigmas fassen. Es ist dies *kein* dezidiert romanistischer Beitrag, was auch darauf hindeutet, dass die Eindrücke, die zu den dort formulierten Erkenntnissen führten, keineswegs auf die Empirie der Romania beschränkt waren.

Diese Eindrücke waren aber, soviel steht ebenfalls fest, vornehmlich außerhalb Europas zu gewinnen, wo die koloniale Expansion auch in den Sprachlandschaften massive Veränderungen ausgelöst hatte, und die für Sprachwandel bedeutsamen Prozesse mithin am unmittelbarsten und vielleicht auch in ihren drastischsten Ausprägungen zu beobachten waren. Die Tatsache, dass viele während der Kolonialzeit emergierten Kreol- und andere Mischsprachen eine romanische Grundlage haben, führt zu einer vielfältigen empirischen Dokumentation dieser Sprachen vor einem romanischen oder romanistischem Hintergrund, die aber weder durch diesen Hintergrund im engeren Sinne initiiert wird, noch auf diesen beschränkt bleibt. Die frühesten Abhandlungen zu Kreolsprachen (Magens 1770, Oldendorp 1777 oder Greenfield 1830 – abgedr. in Holm und Michaelis 2009b) datieren noch vor der Entstehung einer eigentlich romanistischen Perspektive und haben zudem nicht romanischbasierte Kreolsprachen zum Gegenstand. Die Arbeiten Adams, Coelho, Tezas und Schuchardts lassen sich freilich einem romanistischen Kontext zuordnen, die Van

Names (vornehmlich zu romanischbasierten Kreols), Lepsius' oder Cloughs wiederum aber nicht. Deshalb macht man es sich zu leicht, wenn man, wie das gelegentlich getan wird, die Erforschung von Kreol- und Mischsprachen allein aus der Romanistik und ihrem stammbaumkritischen Impuls ableiten will. Meijer und Muysken etwa eröffnen ihren diesbezüglichen Beitrag mit der These, dass „[t]he investigation of pidgins and creoles [...] began at the end of the nineteenth century as an offshoot of Romance Linguistics“ (1977, 21).⁴⁸⁰ Doch Greenfield, Van Name, Clough und Lepsius waren keine Romanisten, und ihr Motiv, sich mit Kreol- und Mischsprachen zu beschäftigen, ist nicht primär in romanistischen Fragestellungen zu suchen.⁴⁸¹ Ihren Beitrag zur Konstitution einer Mischsprachenforschung (und, in unserer Perspektive, zu einem Sprachkontaktparadigma) sollte das aber nicht schmälern.

An dieser Stelle muss also eine zu einseitige Interpretation modifiziert, die Rolle der Romanistik relativiert werden: Aus der sicherlich spezifischen Sicht der romanistischen Sprachwissenschaft auf die Probleme der Sprachverwandtschaft, des Sprachwandels, und der Sprachmischung resultiert fraglos auch eine besondere Neugier und Aufgeschlossenheit gegenüber der Erforschung von Kreol- und Mischsprachen. In Bezug auf ihre empirische Aufarbeitung ist der Beitrag insbesondere von Schuchardt immens, für ihre Theoretisierung leisten darüber hinaus die Geneseszenarien Coelhos und Adams einen wichtigen Beitrag. Doch auch andere Faktoren spielen in die Erschließung dieses Forschungsfeldes (und mutatis mutandis des Sprachkontaktparadigmas) hinein: *politisch-ideologische*, die zum Beispiel die sich solchen Phänomenen zunehmend verweigernde Sprachtheorie der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft geprägt oder auch Van Names kurz nach dem Ende des Amerikanischen Bürgerkrieges erschienene Studie zu den ‚Sklavensprachen‘ zumindest zum Teil motiviert haben; *empirische und dialektische*, die einen Afrikanisten wie Lepsius und einen Dialektologen wie Clough zur Formulierung und Untermauerung ihres Einspruchs gegen das müllersche Axiom von der Unmischbarkeit bewegt haben dürften; und schließlich, und vielleicht am wichtigsten, *sprach- und wissen-*

⁴⁸⁰ Etwas weiter ausholend drei Seiten später: „The prominent motivation für studying creoles in the nineteenth century came from the field of Romance Linguistics. Traditionally, scholars engaged in this field had been preoccupied with the question of how to explain the development of Latin into a number of different, mutually unintelligible languages. Several theories had been proposed, but none of them could be proved conclusively. People began to look outside Europe to find evidence for comparison, and in particular to see whether substrate languages played a decisive part in the formation of creoles“ (Meijer und Muysken 1977, 24).

⁴⁸¹ Allerdings scheint z.B. Cloughs Literaturverzeichnis auf eine deutliche Inspiration durch romanistische Texte hinzuweisen.

schaftstheoretische, die eine alternative Deutung von Sprachmischung und Mischsprachen und ihre Formierung und Etablierung als Forschungsbereich überhaupt erst ermöglicht haben. In Bezug auf diesen letzten Faktor ist noch einmal die Schlüsselrolle Whitneys (und im Ansatz vor ihm schon Madvigs) hervorzuheben, der unter Einbezug neuester wissenschaftstheoretischer Horizonte wie Aktualismus und Positivismus eine umfassende, soziale oder soziologische Sprachtheorie aufstellt, mit welcher die traditionellen Erkenntnisse aus der indo-europäischen Sprachlandschaft mit den neueren empirischen Funden (nicht nur) aus den Kolonialgebieten schlüssig zusammengebracht, und die letzteren in einen Deutungsrahmen gesetzt werden können, der ihr weiteres Studium im Kontext eines eigenen Forschungsbereiches gestattet.

Die Romanistik, so könnte man resümierend sagen, bündelt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unterschiedliche Impulse zur wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Sprachkontakt und Sprachmischung, und vielleicht besteht genau darin ihr nachhaltigster Beitrag zur Konstitution des Sprachkontaktparadigmas. Ein erster Impuls kommt aus ihrem proprietären Arbeitsfeld, dessen europäische Diachronie und Synchronie, und dessen historische Dokumentation und Interpretation ohne eine substantielle Rolle von Sprachkontakt und Sprachmischung nicht denkbar sind. Ein zweiter Impuls resultiert aus der spezifischen Geschichte der romanischsprachigen Nationen beziehungsweise ihrer geografischen Expansion im kolonialen Kontext, durch die ein aktuelles und sehr dynamisches Spektrum kontaktbedingter Sprachwandelprozesse in das Aufgabenfeld der romanistischen Sprachwissenschaft integriert wird. Die Romanistik bildet damit eine Brücke, die zwischen den ‚alten‘ Sprachlandschaften Europas und Asiens und den ‚jüngeren‘ der außereuropäischen Kolonien vermittelt, nicht zuletzt dadurch, dass sie ‚exotisches‘ empirisches Material importiert und der europäischen Sprachwissenschaft zugänglich macht. Ein dritter wesentlicher Impuls kommt aus der Sprachtheorie, und hier aus einer dialektischen Beziehung: Die organisatorische, naturhistorische Sprachauffassung der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft bildet den Ausgangspunkt auch für die frühe romanistische Sprachforschung. Ihre Aussagen und Hypothesen konfliktieren dort aber schnell mit den diachronischen und synchronischen Realitäten der Romania. Die antithetisch zu dieser ersten konzipierte, von Madvig, Whitney, Schuchardt und anderen kolportierte soziale oder soziologische, deutlich geisteswissenschaftlich verortete Sprachauffassung ermöglicht erst einen synthetischen Umgang mit diesen diachronischen und synchronischen Realitäten, und eröffnet auch den Weg zu einer selbstständigen Erforschung von Sprachkontakt und -mischung.

Unter diesen Hauptimpulsen geht im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts die Konstitution des Sprachkontaktparadigmas Hand in Hand mit der intellektuellen und institutionellen Anerkennung der Romanistik (vgl. Morpugo Davies

1998, 287). Das Paradigma verdankt der Romanistik (aber natürlich auch den Tätigkeiten anderer Disziplinen) den frühen und empirisch fundierten Einspruch gegen die empfindliche Beschneidung der angenommenen Wirkungen von Sprachkontakt durch die Sprachtheorie schleicherscher und müllerscher Prägung; umgekehrt verdankt die Romanistik dem Sprachkontaktparadigma – als Teil eines größeren, sozialen Paradigmas – ein für ihr eigenes Forschungsfeld vollumfänglich funktionierendes Modell.

5.3 Ausblick

A science that hesitates to forget its founders is lost. (Whitehead 1916, 413)

The depreciation of historical fact is deeply, and probably functionally, ingrained in the ideology of the scientific profession, the same profession that places the highest of all values upon factual details of other sorts. (Kuhn 1970, 138)

Ich sage nicht: *entweder – oder*, sondern: *sowohl – als auch*; es wird überhaupt in unsern Erörterungen das *nur* zu häufig, das *auch* zu selten gebraucht [...]. Es liegt keine Alternative vor, sondern eine notwendige Ergänzung [...]. (Schuchardt 1925b, 6, Hervorh. i. Orig.)

Dieser abschließende Ausblick beginnt so, wie auch die vorliegende Arbeit als Ganzes begonnen hat: mit einer lakonischen Bemerkung Alfred North Whiteheads. Sie bezieht sich auf das, was später auch in die Wissenschaftstheorien Ludwik Flecks und Thomas S. Kuhns, die in dieser Arbeit eine wichtige, kontextualisierende Funktion eingenommen haben, eingeflossen ist: die Tatsache, dass Erkenntnisgewinn und Erkenntnisfortschritt in der Wissenschaft nicht linear, telisch kumulativ verlaufen, dass aber die Geschichtsschreibungen der Wissenschaft und auch der individuelle Wissenschaftler in Retrospektion seiner Tätigkeit unaufhörlich darum bemüht sind, diese Prozesse linear und kumulativ aussehen zu lassen.⁴⁸² Die Verklärung und das Vergessen mögen also zum

⁴⁸² Kuhn wörtlich (1970, 139): „Fortunately, instead of forgetting these heroes [ihrer jeweiligen Wissenschaft, SP], scientists have been able to forget or revise their works. The result is a persistent tendency to make the history of science look linear or cumulative, a tendency that even affects scientists looking back at their own research.“

Wesen der Wissenschaft gehören, doch lassen sich zum Beispiel durch die Aktivitäten von Wissenschaftstheorie und kritischer Historiografie bemerkenswerte Einsichten in dieses Wesen gewinnen und für die Wissenschaft selbst (beziehungsweise die Einzelwissenschaften im Besonderen) wieder fruchtbar machen. Dass auch diese spezialisierte Erkenntnisform – die wissenschaftliche – nicht prinzipiell statisch, sondern historisch dynamisch ist (zum Beispiel in der Frage, wo der von ihr präferierte ‚neutrale Standpunkt‘ zu verorten ist), hat, neben anderen, Stephen Toulmin (1972) überzeugend herausgearbeitet. Hugo Schuchardt wiederum spricht im obigen Zitat die Wichtigkeit von Synthesen (nicht nur Alternativen) bei der Erkenntnisentwicklung einer Wissenschaft (oder auch eines Paradigmas) an.

In einem durch diese Ausführungen und Andeutungen projektierten Reflexionsraum wollen wir einen kleinen Ausblick auf die Perspektiven wagen, die diese Arbeit für eine zukünftige sprachwissenschaftliche Forschung eröffnet. Unmittelbar sinnfällig ist dabei zunächst einmal der Beitrag, den unser nun fast abgeschlossenes Unterfangen für die Aufarbeitung der Geschichte der Sprachkontaktforschung leistet: Das bisher nur höchst skizzenhafte und in vielen Details verzerrte Bild von der Genese und Entwicklung dieser Forschungsausrichtung der Sprachwissenschaft konnte unter den eingangs formulierten methodischen Rahmenbedingungen – kritische Historiografie, Schwerpunkt auf der Analyse von Primärtexten, Kontextualisierung durch Rekurs unter anderem auf Denk- und Deutungstraditionen, intellektuelle und wissenschaftliche Strömungen, Zeitgeist und wissenschaftstheoretische Ansätze – erheblich entzerrt, erweitert und mitunter auch korrigiert werden. Als Ergebnis steht nun ein anderes, deutlicher konturiertes und koloriertes sowie schlüssig rezipierbares Bild der Formierung des Sprachkontaktparadigmas und der Rolle des Faches Romanistik in diesem Prozess vor uns.

Auch dieses Bild ist, trotz aller intendierten Sorgfalt bei der Ausarbeitung, freilich eine Interpretation, die ihre undeutlichen und an der einen oder anderen Stelle sicherlich auch noch ungenauen Züge hat. Seine wichtigste Begrenzung aber bildet der in der Arbeit fokussierte Zeitabschnitt: Das 19. Jahrhundert stellt das bunte und detailreiche Zentrum des Bildes dar, zum Rahmen hin werden die Striche gröber und die Kolorierung spärlicher, und manche Flecken bleiben wohl auch weiterhin vorerst blind. Eine erste, wichtige Perspektive, die diese Arbeit für die nachfolgende Forschung eröffnet, ist deshalb die Fortsetzung unseres kritisch-historiografischen Unternehmens für diejenigen Zeitabschnitte, die hier aus Gründen der Ökonomie mit einem gröberen Pinsel behandelt werden mussten oder ganz ausgelassen worden sind. Ein spezifisches Desiderat stellt dabei die vergleichbar umfangliche Ausarbeitung der weiteren Entwicklung der Sprachkontaktforschung im Anschluss an die auf diesen Seiten thematisierte formative Periode, also vom frühen 20. Jahrhundert bis zur

Gegenwart, dar. Wie wir auch schon in der Einleitung herausgearbeitet haben, hat die bisherige Geschichtsschreibung der Kontaktlinguistik auch mit Blick auf diesen Zeitraum noch kein befriedigendes Bild hinterlassen.⁴⁸³

Aber die kritische Historiografie soll (so auch schon Koerner 1978e) der Sprachwissenschaft nicht nur eine historische Perspektive (oder polemisch: ihre eigene Chronik) zuarbeiten, sondern sie kann substantiell zu ihren Erkenntnissen und auch zur Ausbildung ihrer zukünftigen Wissenschaftler beitragen, sodass es sinnvoll erscheint, sie als einen integrativen Teil der Disziplin zu etablieren. Koerner (ebd., 66f.) benennt die vielleicht wichtigsten Beiträgebenen:⁴⁸⁴ Erstens stattet die kritische Historiografie Wissenschaftler mit der nötigen Perspektive und Distanz aus, um substantiellen Erkenntniszuwachs in der Geschichte ihrer Disziplin von unausgereiften Theorien und haltlosen Behauptungen zu unterscheiden. Über dieses Wissen erwirbt er sich, zweitens, die wichtige Fähigkeit, den Gehalt und den Wert neuer oder konfligierender Theorien einzuschätzen sowie die Möglichkeit verschiedener Betrachtungsweisen und unterschiedlicher Standpunkte zu akzeptieren. Diese Fähigkeit wiederum macht ihn, drittens, aufmerksamer gegenüber dogmatischen Auffassungen und überzogenen Behauptungen und bewahrt ihn vor Dogmatismus in seinen eigenen theoretischen Orientierungen. Und viertens schließlich zeigt die kritische Historiografie dem Wissenschaftler, wie auf seinem Gebiet Wissen (theoretisches, methodisches und technisches) entsteht und entwickelt wird, so dass er die Leistungsfähigkeit und Grenzen dieses Wissens einschätzen kann.

Besonders die ersten drei Punkte lassen uns eine zweite (und sicher nicht die letzte) wichtige Perspektive abstecken, die diese Arbeit für die aktuelle und zukünftige kontaktlinguistische Forschung eröffnet. Wir wollen sie provisorisch als *historisch-kritische Theorie* fassen und ihre Bedeutung und ihren Nutzen beispielhaft an einem in den vergangenen Kapiteln mehrfach schon ange deuteten, aktuell wieder stark diskutierten Problem aus der Beschäftigung mit den sogenannten *Kontaktsprachen*, insbesondere der Kreolistik, illustrieren. Das Problem kreist um die Frage, ob sich diese Sprachen – zum Beispiel die Kreolsprachen – strukturell von anderen Sprachen unterscheiden, ob sie also distinkte, synchronisch (das heißt ohne Rekurs auf ihre Geschichte) greifbare Sprachtypen (oder *-klassen*) repräsentieren. Diese Frage transportiert zum Teil schwerwiegende theoretische Implikationen (beziehungsweise Befangenheiten)

⁴⁸³ Insgesamt, möchte ich hinzufügen, hat der Boom empirisch-linguistischer Forschung in den letzten Jahrzehnten sehr spürbare Lücken in anderen Erkenntnisbereichen, insbesondere dem historischen und dem theoretischen, hinterlassen.

⁴⁸⁴ Die Gliederung Koerners ist geringfügig anders, inhaltlich entspricht die Darstellung dort aber den Ausführungen hier.

in Form etwa eines nicht-genetischen Ursprungs dieser Sprachen, einer angeborenen oder Universalgrammatik (samt des diesen Annahmen zugrunde liegenden neo-biologistischen Sprachverständnisses), oder einer maximalen sprachstrukturellen Reduktion, die diese Sprachen widerspiegeln etc.⁴⁸⁵ Die gesamte, mittlerweile höchst umfangreiche und inhaltlich komplexe Literatur zu dieser Frage zu resümieren, ist hier nicht der Ort; es sollen lediglich einige ‚Schlaglichter‘ der kreolistischen Debatte herausgegriffen und für unser Argument verwertet werden.

Einen guten Ausgangspunkt bieten hier die rezenten Versuche, eine typologische Exzeptionalität der Kreolsprachen anhand von phylogenetischen Netzwerken nachzuweisen (z.B. Bakker et al. 2011; Daval-Markussen 2013; Bakker et al. 2017; hier insbesondere Bakker und Daval-Markussen 2017 sowie Daval-Markussen und Bakker 2017; Daval-Markussen 2022). Dabei handelt es sich um eine aus den biologischen Wissenschaften adaptierte, computerbasierte Methode, mit der anhand eines spezifischen Dateninputs Ähnlichkeiten und Unterschiede, Beziehungen und Kategorien grafisch dargestellt werden können (Levisen, Sippola und Bakker 2017, 1). Nach Ansicht der Autoren zeigen ihre Analysen in diesem Rahmen, dass

creoles cluster separately[:]

[...] creoles form a typologically distinct group of languages. (Bakker et al. 2011, 18)

The conclusion that creoles (and pidgins, for that matter) are typologically distinct from the languages of the world is inescapable and robust, also from the perspective of the structures of the languages of the world. [...]

Creoles are languages that can be identified on the basis of structural features not found in the same constellation in non-creoles. [...]

[...] [C]reole exceptionalism, or rather distinctiveness, is not a dogma, not an ideology, but a fact. The robust empirical evidence demanded has now been delivered. (Ebd., 35)

Wir wollen im Sinne der Perspektivenschaffung hier weniger auf die Details der Analyse eingehen als vielmehr auf ihre methodischen und theoretischen

⁴⁸⁵ Krämer (2014b), der die rassentheoretischen und deterministischen Erklärungsmodelle in der französischsprachigen Kreolistik des 19. Jahrhunderts herausgearbeitet hat, trägt in den beiden Schlusskapiteln seines Buches ähnliche Gedanken vor wie die hier folgenden, wenn auch mit z.T. anderen Schwerpunkten. Die dortigen Ausführungen zum theoretischen und rhetorischen Erbe der modernen Kreolistik, zu den daraus resultierenden Argumentationsfällen und zum heuristischen Potential einer epistemologisch orientierten Disziplingeschichte seien als Ergänzung zu diesem Kapitel wärmstens empfohlen.

Kontexte.⁴⁸⁶ Dabei ist es zunächst bezeichnend, dass der polemische Titel des zitierten Beitrages – „Creoles are typologically distinct from non-creoles“ – eine rhetorisch gleichwertige Reaktion mit dem Titel „Creoles are not typologically distinct from non-creoles“ (Fon-Sing 2017) provoziert hat, in der minutiös methodische Unsauberkeiten und „biases“ in den Analysen Bakkers et al. (2011) aufgezählt werden, aber leider auch die m.E. wichtigsten Einsprüche gegen die Studie beziehungsweise den Ansatz fehlen. Diese haben zu tun mit den methodisch-theoretischen Grundannahmen, die eine Übertragung von Prinzipien aus einer Naturwissenschaft auf die Sprachwissenschaft mit sich ziehen, auch weil sie, umgekehrt, diesen Transfer überhaupt erst legitimieren.

Zwar verlegen Levisen, Sippola und Bakker in ihrer Einleitung zu Bakker et al. (2017) die Sprache rhetorisch in die Sphäre historischer, nicht natürlicher Phänomene und die Kreolistik an eine Schnittstelle zwischen Sprachwissenschaft und soziohistorischen Studien (2017, 1), doch unterliegt dem dann präsentierten phylogenetischen Ansatz ein unzweideutig biologistisches Sprachbild. Im dritten Kapitel des Bandes zeigen ein Biologe und zwei Sprachwissenschaftler (auch unter Verweis auf Schleicher), wie die Phylogenetik in der Biologie und in der Linguistik zur Anwendung kommt: Phylogenetik, so

486 Eine wichtige methodische Unzulänglichkeit soll dennoch nicht unerwähnt bleiben: Es wird nirgendwo in der Studie klar, was „typologically different“ oder „group separately“ eigentlich genau bedeuten soll. Ohne eine präzise Definition dieser Eigenschaften aber bleibt das Ergebnis auch im exakt-wissenschaftlichen Design des phylogenetischen Ansatzes schwammig. Jeder Abstand d , den eine Gruppe von Sprachen mit den Mitgliedern A, B, C von einer anderen Gruppe mit C, D, E in der Darstellung eines phylogenetischen Netzwerkes aufweist, lässt sich ebenso gut als ‚Lücke‘ wie als ‚Übergang‘ deuten, solange nicht klar ist, wie eine ‚Lücke‘ bzw. ein ‚Übergang‘ definiert sind. Entsprechend scheinen sich auch Daval-Markussen und Bakker im aktualisierten Ergebnisbericht nicht mehr ganz sicher zu sein, was genau sie sehen (2017, 136, meine Hervorh.): „[W]e have shown that creole languages represent a quite diverse group of languages, something which is also clear when consulting APiCS (Michaelis et al. 2013). They are so diverse that no single linguistic property appears to be unique to creoles and that scholars who have attempted to come up with lists of typical creole properties ended up with very different lists. In some cases the proposed creole properties were not even found in a majority of the creoles in their own sample. This diversity contrasts remarkably with the results of studies in which creoles are compared with a sample of non-creole languages of the world. *Here, the results always point to a distinct typological profile for creoles.* This is the case when existing feature sets supposedly typical for creoles are selected, and also when features are selected that would characterize the languages of the world. *In all cases, the creoles and non-creoles are separate groupings. In some selections, European languages appear to end up with creoles, however. These are minor exceptions, as the overwhelming majority of studies involving mass comparisons group creoles separately from non-creoles.*“

beginnt der Beitrag, „can be defined as the evolutionary development and diversification of a group of organisms“ (Borchsenius, Daval-Markussen und Bakker 2017, 35) – und so muss sie dann auch in ihrer Adaptation auf die Linguistik gedacht werden. Die historischen Kritiken am genealogischen Verwandtschaftsmodell, insbesondere dem Stammbaumkonzept und seinen fehlenden horizontalen Verbindungen, werden angesprochen, aber es wird ein Tenor angestimmt, nach dem das genealogische Standardmodell kaum Alternativen hat, im Großen und Ganzen auch robuste Daten liefert und durch das Konzept der phylogenetischen Netzwerke methodisch sinnvoll ergänzt werden kann (ebd., 41–43). Dies scheint zunächst plausibel und auch konstruktiv zu sein – so, wie die naturwissenschaftliche Herkunft des phylogenetischen Ansatzes, die imponierenden grafischen Darstellungen der Sprachennetze und nicht zuletzt auch die Rhetorik der Ergebniskommunikation (s. o.) hier eine besonders exakte Wissenschaftlichkeit vermitteln, die im Gegenüber der anderen Beiträge zur Debatte zu fehlen scheint.

Die historisch- und theoretisch-kritische Expertise der vorliegenden Arbeit rät jedoch zu Vorsicht und Differenzierung. Denn auch in den kombinierten und abermals von der Biologie inspirierten Ansatz fließen, beinahe unbemerkt, Prinzipien des Stammbaummodells ein: die Analogisierung von Sprachen und biologischen Organismen (beziehungsweise Spezies, „groups of organisms“), und mit ihr die Spaltungstheorie beziehungsweise Parthenogenese-Analogie, nur dass diese jetzt um eine horizontale Perspektive ergänzt wird, womit in den genealogischen Beziehungen von Sprachen sowohl die ‚asexuelle‘ als auch die ‚sexuelle‘ Weitergabe von Merkmalen berücksichtigt ist. Den biologischen Analogien entsprechend werden ‚die Sprachen‘ auch in diesem Ansatz als geschlossene, hermetische Entitäten erfasst, die mit einer konkreten, finiten Datenmenge beschrieben werden können.⁴⁸⁷ Das mag für sich genommen noch nicht sehr problematisch und auch im 21. Jahrhundert als Arbeitshypothese (sofern sie entsprechend reflektiert wird) zulässig sein. Kom-

⁴⁸⁷ Vgl. auch Migges deutliche Kritik im Epilog zu Bakker et al. (2017): „I find it surprising or actually disconcerting that after decades of research on a wide range of aspects relating to language it is apparently still considered perfectly normal to assume that the essence of a language can be captured based on a narrowly defined set of structural features“ (Migge 2017, 391); und „Are we regressing to the view that languages are bounded objects and that signs of variation, change and ‘outside’ influence are a sign of degeneration? Even if the book uses analytical tools derived from biology, there is no need for such unwarranted metaphoric extensions. Languages are very different from cells and bodies and any attempt at reheating overcooked parallels between them are not only running the risk of misrepresenting language related matters but are also propagating views from the colonial and nationalist era“ (ebd., 393).

pliziert wird es aber, wenn diesem tendenziell naturhistorischen Ansatz ein tendenziell soziohistorischer beigelegt wird, oder aus ideenhistorischen Gründen beigelegt werden muss, und *diese* Verknüpfung als Grundlagenapparat für eine Erörterung der Frage nach der typologischen Sonderstellung der Kreolsprachen herhalten soll. Levisen, Sippola und Bakker führen diese Verknüpfung wie selbstverständlich herbei, wenn sie als Präliminarie des (biologistischen) phylogenetisch-kreolistischen Ansatzes in Bakker et al. (2017) die Sprachen als „products of human history and collective creativity, rather than objective, natural features of the world“ und die Kreolistik als „uniquely positioned in the interface between linguistics and sociohistorical studies“ (2017, 1) beschreiben.⁴⁸⁸ Ob ihnen die ganze Tragweite des dann in diesem phylogenetischen Ansatz vertretenen Standpunktes bewusst ist, scheint aber fraglich: Kann Sprache tatsächlich als historisches Produkt und Ergebnis (kollektiv) kreativer, sozialer Handlungen des Menschen gedacht, aber ihr Wesen und Wandel in einem von der Biologie inspirierten Modell naturwissenschaftlich exakt erfasst werden? Können Kreol- und andere Mischsprachen *gleichzeitig* vorhersagbare Produkte quasi-natürlicher Prozesse beziehungsweise Universalien – denn anders ist typologische Exzeptionalität gegenüber allen anderen menschlichen Sprachen kaum zu begründen –, *und* kollektiv-kreative Schöpfungen im sozialen Verkehr sein?

Die Geschichte der europäisch-westlichen Sprachreflexion und – spezieller – des Kreolsprachenkonzeptes in der Sprachwissenschaft erlauben diesbezüglich wohl keine affirmative Antwort. Wir wollen noch ein letztes Mal wichtige Schritte rekapitulieren: Der mit dem Stammbaummodell assoziierte naturhistorische Zugang zur Sprache, insbesondere die Organismus- und die Parthenogenese-Analogie, haben deutlich identifizierbare Vorlagen und Keime in den politischen, philosophischen und anderen intellektuellen Bewegungen (zum Beispiel Idealismus und Romantik, zunehmende Besetzung des Wissenschaftsbegriffes durch die Naturwissenschaften) des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts, speziell auf dem deutschen Sprachgebiet. Der heuristische Wert dieses Ansatzes ist nicht von der Hand zu weisen, aber auch seine Grenzen zeichneten sich schon ab Mitte des 19. Jahrhunderts klar ab, und die Frage nach der Bedeutung von Sprachmischung und der Existenz von Mischsprachen erfüllte bei dieser Grenzmarkierung eine kritische Funktion.

Es ist, wie wir gezeigt haben, kein Zufall, dass die erste grammatisch-vergleichende und auch theoretisch aussagekräftige Studie zu den Kreolsprachen,

⁴⁸⁸ Ähnlich Bakker im selben Band (2017, 6): „Creole studies has ramifications in the social sciences, including historical research, migration studies, post-colonial studies and social anthropology.“

Van Names „Contributions to Creole Grammar“, 1869 nicht in Europa, sondern in den USA, und präzise in Yale verfasst wurde. Denn empirisch wie auch hinsichtlich des intellektuellen Klimas boten die USA ideale Bedingungen, um einen alternativen Ansatz der Sprachbetrachtung zu schaffen; deshalb entsteht dort, und nicht in den sprachwissenschaftlichen Gravitationszentren der Zeit (insbesondere nicht in Deutschland), unter der Feder Whitneys ein (vielleicht sogar im kuhnschen Sinne) das problembehaftete, naturhistorische Paradigma herausforderndes, soziales oder soziologisches (oder auch schon *soziolinguistisches*) Paradigma, das die Anomalien und Problemfälle des ersteren, darunter auch jenen Problemfall der Mischsprachen, zu erklären beziehungsweise aufzulösen im Stande war. In diesem whitneyschen Paradigma, das schnell auch in Europa Verbreitung fand (und in dem Dänen Madvig einen wichtigen Vordenker hatte), werden Sprachen als rein historische Produkte, als soziale Institutionen des Menschen gefasst, die durch die aktiven, kollektiv wirkmächtigen Handlungen der Sprecher *und durch nichts sonst* verändert werden. In dieser Optik sind Sprachen keine natürlichen, abgeschlossenen, monolithischen Entitäten, keine Organismen mit eigenem Lebensprinzip, sondern allein historisch-kulturelle Abstraktionen sprachlicher Variation, welche mindestens bis auf die Ebene der Idiolekte attestierbar ist. Aber erst *durch* diese neue Optik wird der Sprachmischung und den Mischsprachen ein Stück weit das Stigma des Anormalen genommen und stoßen diese Phänomene in den Bereich des Normalen vor. Erst *durch* den Paradigmenwechsel werden sie – ähnlich wie bei einem Gestaltwechsel – sogar zu universalen Komponenten des Sprachlichen, zum unmarkierten Fall. Erst *im* Rahmen dieses neuen Paradigmas öffnet sich der Sprachwissenschaft ein neues Aufgabenspektrum, das auch die empirische und theoretische Aufarbeitung dieses bislang paradigmatisch beziehungsweise denkstilhaft vernachlässigten, dieses aus der Relevanzzone ausgeblendet oder aussortierten Ideenbereiches umfasst. In diesem fachhistorischen Kontext also müssen wir Van Names kreolistische Pionierarbeit deuten. Der Ursprung der Kreolistik liegt deshalb in einer ausdrücklichen *Abwendung* von einem naturhistorisch verorteten, monolithischen Sprachbild und der Hinwendung zu einer sozialen Sprachauffassung, in der auch die Sprachmischung eine *reale* und *normale* Möglichkeit der Sprecherinteraktion darstellt.

Dennoch ist Van Names Studie gewissermaßen auch der Urknall der These von der Exzeptionalität der Kreolsprachen und damit jenes Problems, das wir hier abschließend und ausblickend erörtern. Van Names Studie zentriert, wie wir in [Kapitel 4.6](#) gesehen haben, um eine gemeinsame grammatische Struktur der von ihm untersuchten Sprachen, um einen grammatischen Prototyp oder „kreolischen Standard“, und generiert damit auch die Überlegung, dass Kreolsprachen eine besondere *typologische Klasse* darstellen könnten. Unsere kontextualisierende Analyse dieser Studie hat aber auch gezeigt, dass Van Names vor-

dergründige Absicht darin bestand, die Kreolsprachen (nicht zuletzt wohl auch aus einem politischen Kalkül) als wertigen Gegenstand der sprachwissenschaftlichen Analyse zu erschließen, und dass der Autor dafür einige theoretische Unsicherheiten in Kauf genommen hat. Er argumentiert für eine eindeutige genetische Abstammung der Kreolsprachen von ihren europäischen Lexifizierern, zieht als Vergleichsbeispiele das moderne Englisch und die romanischen Sprachen heran, und vertritt damit als Erster eine *superstratistische* Position in der Frage nach der Kreolgenese. Van Name will – anders als etwa vor ihm Greenfield und nach ihm Schuchardt – in den Kreolsprachen explizit *keine* Mischsprachen sehen; möglicherweise deshalb, weil eine solche Interpretation sein Hauptanliegen, die Kreolsprachen den anderen Sprachen epistemologisch gleichzustellen, unter Rekurs auf das noch prävalente naturhistorische Sprachbild gefährden würde.

Auf den Punkt gebracht ist der theoretische Rahmen dieses Textes höchst widersprüchlich, und darauf müssen wir hier noch einmal unsere Aufmerksamkeit lenken: Die erste kreolistische Studie befasst sich mit einem Phänomen, das aufgrund seiner genetischen Heterogenität im zeitgenössischen historisch-vergleichenden Paradigma als Mischsprache keine Anerkennung finden kann; sie definiert dieses Phänomen (deshalb) als essentiell ungemischt, genetisch homogen. Der Autor will dieses Phänomen darüber hinaus als eigene grammatisch-typologische Klasse verstanden wissen, doch das ist wegen der vorgeschalteten, eindeutigen genetischen Affiliation mit den Lexifizierersprachen eigentlich ausgeschlossen: Denn wenn die Kreolsprachen legitime ‚Töchter-sprachen‘ ihrer Lexifizierer sind, dann ist ihr grammatisch-typologisches Profil logisch identisch mit den Voraussetzungen für ihre genetische Verortung und kann mithin nicht taxonübergreifend spezifisch sein. Wenn sie dagegen ein spezifisches grammatisch-typologisches Profil aufweisen, dann können sie nicht im selben Taxon wie ihre Lexifizierer verortet werden, weil die Verortungsgrundlage genau dieses Profil ist. Als eigentlichen Grund für die postulierte grammatische Geschlossenheit und typologische Besonderheit der Kreolsprachen bestimmt Van Name in letzter Instanz die soziohistorischen Umstände der Sprecher; diese spielen aber aus Sicht des zeitgenössischen historisch-vergleichenden Paradigmas für Sprachwandel eigentlich keine bedeutende Rolle. Sie nehmen aber in einem anderen, mit Whitney in Yale gerade erst in der Ausbuchstabierung begriffenen *sozialen* Paradigma eine ganz zentrale Funktion ein. Dieses Paradigma wiederum lizenziert theoretisch auch die gründlichste Hybridisierung von Sprachen, ja es erschließt die Hybridisierung eigentlich erst als Forschungsfeld und liefert deshalb auch ein wichtiges Motiv für Van Name, sich überhaupt mit den Kreolsprachen theoretisch zu befassen. Es würde aus denselben Gründen den theoretischen Spagat in Van Names genetischer und

typologischer Klassifizierung der Kreolsprachen überflüssig machen; und dennoch ist er in diesem Text unverkennbar.

Die „Contributions to Creole Grammar“ sind also sowohl progressiv als auch konservativ, zugleich radikal und bodenständig, sie sind theoretisch widersprüchlich, unsicher und unentschlossen. Als mögliche Ursache dafür können wir nun das identifizieren, was die Wissenschaftstheorie als *Inkommensurabilität*, als Nicht-Übersetzbarkeit der Inhalte eines Paradigmas oder einer Theorie in ein/e andere/s bezeichnet – wir können auch einfacher (und um die mit dem Inkommensurabilitätsbegriff verbundenen Schwierigkeiten zu reduzieren) sagen: Es handelt sich um einen *Paradigmenkonflikt* oder eine *Paradigmeninterferenz*. Van Names Arbeit ist eine Pionierstudie auch in der Hinsicht, dass sie das Neuland des sozialen oder soziologischen Paradigmas, das ab den 1860er Jahren ausformuliert wurde, schon mit einem Fuß betreten, aber das naturhistorische Paradigma der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit dem anderen Fuß noch nicht verlassen hat.

Diese Widersprüchlichkeit, dieser Paradigmenkonflikt prägt bis heute die Debatten um die Exzeptionalität der Kreol- und auch der anderen Misch- oder Kontaktsprachen. Mehr noch: Dieser Konflikt ist vielleicht der Grund, warum die diesen Debatten zugrunde liegende Frage *prinzipiell* nicht schlüssig zu beantworten ist. Wir müssen verstehen, dass Konzept und Begriff der Kreolsprachen (und analog der anderen Kontaktsprachen), wie sie in der Sprachwissenschaft verwendet werden, das Ergebnis eines Perspektivwechsels in der Sprachtheorie sind, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von einem *naturhistorischen* zu einem *sozialen* Paradigma stattgefunden hat. Die Exklusion und Negierung von Misch- oder Kontaktsprachen im ersteren bedingt und steuert auch in nicht-trivialer Weise die Konzeptualisierung derselben im letzteren. Mögen die konzeptualisierten Phänomene (zum Beispiel Sprachmischung im allgemeinen Sinne) im Objektbereich schon seit Menschengedenken bekannt sein: Es ist erst der reaktionäre – in Bezug auf das naturhistorische Paradigma und dessen Ansprüche an Theorie, Methode und Wissenschaftlichkeit im Allgemeinen – Blick des sozialen Paradigmas auf die Sprache, der eine genaue Theoretisierung, Konzeptualisierung und folglich Differenzierung von Formen kontaktbedingten Sprachwandels erforderlich macht. Die Grundlage dieser Differenzierung ist aber nicht die Vorstellung von abgeschlossenen, diskreten, unterscheidbaren Entitäten, deren Eigenschaften nun über die Methoden der Wissenschaft erschlossen werden können, sondern es ist die Vorstellung von sprachlicher Variation und Auslese im sozialen Verkehr, von einem eher unvorhersehbaren Sprecherhandeln, das eher unvorhersehbare, weil auch in ständiger Veränderung begriffene, und deshalb nicht in starren Klassen zu erfassende Phänomene schafft. Man könnte auch sagen: Die Sinnhaftigkeit einer starren Klassifizierung, wie sie die

Exzeptionalitätsdebatte impliziert, erschließt sich im sozialen Paradigma gar nicht. Dieses Paradigma legt eine zumindest im Prinzip *skalare* Konzeptualisierung der Ergebnisse kontaktbedingten Sprachwandels nahe, einen Ergebnisraum ohne diskrete, voneinander separierte Abteilungen. Diese Konzeptualisierung haben wir auch in den frühen Modellierungen kontaktbedingten Sprachwandels vorgefunden (zum Beispiel bei Whitney, Clough, Schuchardt, Gabelentz): Dort geben drei grobe Dimensionen (Sprachbeibehaltung und Entlehnung, Sprachwechsel, und Sprachmischung beziehungsweise Entstehung einer Mischsprache) eine gewisse Ordnung in einem sonst als offen, als Kontinuum verstandenden Phänomenraum; sie strukturieren diesen Raum aber nicht im Sinne diskreter Klassen, Typen oder anderer Abteilungen.

Fachhistorisch betrachtet ist *Kreolsprache* (und analog wohl auch Pidgin, bilinguale Mischsprache etc.) also ein Arbeitsbegriff, der sich auf ein erst durch das soziale Paradigma in seinen (bis heute durchaus aktuellen) Umrissen erschlossenes Arbeitsfeld bezieht. Er bezeichnet dort, und im engeren Sinne *nur dort*, eine durch die Grundannahmen des Paradigmas begründet *lose* Gruppe von Resultaten kontaktbedingten Sprachwandels, die gemeinsame typologische Züge aufweisen, weil sie in sehr ähnlichen soziohistorischen und sprachlichen Konstellationen (Kolonialismus, Sklaverei, indoeuropäische Kolonialsprache der weißen Herren, afrikanische Muttersprachen der schwarzen Sklaven etc.) entstanden sind, die mithin ähnliche kollektive Sprecherhandlungen hervorgerufen haben. Die Varietäten oder Sprachen an den Rändern dieser losen Gruppe (etwa sogenannte *Semikreols*, vgl. Holm 2004b, aber auch Problemfälle wie das philippinische Zamboangueno-Chabacano oder das Chamorro der Marianen, vgl. Pagel 2010, 2015, 2019) zeichnen sich entsprechend durch im Detail abweichende soziale und sprachliche Konstellationen aus.

Die Frage nach der *typologischen Exzeptionalität* der Kreol- und anderen Kontaktsprachen (das heißt nicht nur ihrer Ähnlichkeit untereinander, sondern ihrer Distinktivität gegenüber allen anderen Sprachen, wie sie zum Beispiel von Bakker et al. 2001, 2017 gesucht wird) rührt hingegen nicht aus diesem sozialen Paradigma, sondern (wie sicherlich in Van Names Fall) aus dem chronologisch früheren, naturhistorischen Paradigma der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft und insbesondere aus den chronologisch späteren Paradigmen mit einer erneut anderen Perspektive auf Sprache, Sprachwandel und Sprachkontakt, wie zum Beispiel das strukturalistische (beziehungsweise die auch auf diesem begründeten soziolinguistischen und kontaktlinguistischen Paradigmen) (exemplarisch Taylor 1956; Hall 1958, 1966; und die Beiträge in Hymes 1971) oder das generativistische Paradigma (exemplarisch Bickerton 1975, 1981). In einer strengen Deutung, bei der wir die zum Beispiel bei Whitney oder Schuchardt abgedruckten Grundannahmen als Leitlinien nehmen, ist es wohl *keine im sozialen Paradigma legitime Frage*.

Pointiert ausgedrückt stammen die beiden Satzargumente in der Frage, ob die *Kreolsprachen* eine *eigene typologische Klasse* darstellen, also aus unterschiedlichen Paradigmen. Klassen oder Typen von Kontaktsprachen auf der einen Seite, und eine soziale Sprachtheorie, die das Konzept und die Entstehung von Mischsprachen erklärt, auf der anderen Seite scheinen zu einem erheblichen Grad unvereinbar zu sein. Wenn soziale Dynamiken für den Sprachwandel verantwortlich gemacht werden, dann bringt die Annahme von *diskreten Kontaktsprachentypen* als Resultate dieser Dynamiken im kontaktbedingten Wandel einen weitaus größeren theoretischen Aufwand (im Sinne des Sparsamkeitsprinzips beziehungsweise ‚Ockhams Rasiermesser‘) mit sich als die von kollektiven Handlungen, die genügend Idiosynkrasien aufweisen, um zu einem *skalaren Ergebnisspektrum* zu führen.⁴⁸⁹ So würde, um nur eine Hürde zu nennen, die theoretische Herleitung solcher diskreter Typen zunächst einmal die Bestimmung von diskreten Typen sozial-kommunikativen Handelns (wenn nicht von ‚idealen Sprecher-Hörern‘) erfordern.

Die Inkommensurabilität allein muss freilich noch kein Grund sein, der Debatte um diese Frage ihre Sinnhaftigkeit ganz abzuspochen, denn auch eine Übertragung von Konzepten über verschiedene Paradigmen hinweg ist durchaus möglich und kann, entsprechende Anpassungen vorausgesetzt, auch konstruktiv sein. Aber der Paradigmenkonflikt muss als theoretisches Grundproblem dieser Debatte markiert werden, und er kommt deshalb auch als mögliche Ursache dafür in Betracht, warum die Debatte trotz vieler beachtenswerter Beiträge aus beiden Lagern (dem exzeptionalistischen und dem nicht-exzeptionalistischen) bis heute eher fruchtlos geblieben ist. Über die Analysen der vorliegenden Arbeit und ihren kritisch-historiografischen Zugang lassen sich neue Wege des Umgangs mit der Frage und ihren Gegenständen erschließen, vielleicht aber auch konkrete Begründungen finden, warum diese und vergleichbare Fragen fallen gelassen werden müssen.

Wie eng diese und andere Gegenstände und Fragestellungen an die Paradigmen angebunden sind, die sie hervorgebracht haben, zeigt – gewissermaßen ex negativo – einer der innovativsten Ansätze in der Exzeptionalitätsdebatte. Mit seinem Konzept des *Kreolprototypen* löst John McWhorter (insb. 1998, 2000, 2001, 2005) diese Konstituenten von ihren paradigmatischen Konnotationen

⁴⁸⁹ In Pagel (2015, 2019) habe ich ein solches Kontinuumsmodell der Ergebnisse kontaktbedingten Sprachwandels vorgestellt. Anders als in einem starren, durch Typen und Kategorien gestalteten Modell (wie das von Winford 2003 für die kontemporäre Kontaktlinguistik resümierte) lassen sich darin auch Phänomene integrieren, die aus den neuen, spezifischen sozialen Konstellationen der Globalisierung hervorgehen, z.B. die von Blommaert (2010) beschriebenen unvollständigen, mehrdimensionalen Varietäten bzw. linguistischen Repertoires.

(soziohistorische Kontexte, Genesetheorien, eine umfassende, strukturalistisch inspirierte Matrix grammatischer und anderer Merkmale), indem er eine letztlich *rein definitivische* Lösung des Problems findet. McWhorters Kreolprototyp ist zunächst, wie viele andere Versuche vor diesem, empirisch – das heißt auf der Basis von Sprachen, die traditionell als *Kreols* geführt werden – eruiert. Er ist aber auch konzipiert als Repräsentant von etwas, das der Autor als „the world’s simplest grammars“ (McWhorter 2001) bezeichnet: Ihre radikal reduzierte grammatische Komplexität bildet also das Alleinstellungsmerkmal der Kreolsprachen. Konkret definiert sich der Kreolprototyp durch die kombinierte *Abwesenheit* dreier im weiteren Sinne grammatischer Merkmale: (ausgeprägte) flektionale Morphologie, Tonalität bei monosyllabischen Wörtern und semantisch opake Wortkompositionen. Im Rahmen dieser Definition soll die typologische Klasse der Kreolsprachen *synchronisch*, das heißt ohne Rückgriff auf soziohistorische Genesebedingungen etc. greifbar werden.⁴⁹⁰ In strenger Lesart prognostiziert McWhorters Theorie, dass allen Kreolsprachen – zumindest in statu nascendi, denn der ‚natürliche‘ Sprachwandel ändert den im Prototypen abgebildeten Zustand zügig – diese drei Merkmale fehlen.

Doch auch dieser Ansatz schien an den empirischen Realitäten zu scheitern, insbesondere an der Tatsache, dass auch anderen, traditionell nicht als *kreolisch* verstandenen Sprachen wie Riau-Indonesisch (Gil 2001) die beschriebenen drei Merkmale fehlen, womit der entworfene Kreoltyp abermals nicht spezifisch genug wirkt. Die Modalitäten, nach denen McWhorter seine Thesen angesichts der vorgebrachten Kritiken überarbeitet hat, sind an dieser Stelle für uns nicht von Interesse (vgl. McWhorter 2005, 2007, 2011). Hervorzuheben ist lediglich ein entscheidendes Detail: Konfrontiert mit der Empirie, verwirft McWhorter seine Theorie nicht, sondern nimmt die (insgesamt wenigen) anderen, traditionell nicht als kreolisch beschriebenen Sprachen in die von ihm definierte typologische Klasse auf: „I now quite unhesitatingly view the vernacular Malay varieties [das heißt unter anderem Riau-Indonesisch, SP] as creole languages“ (2005, 71). Das Vorgehen mag auf den ersten Blick ungewöhnlich, ja sogar verzweifelt erscheinen. Es ist angesichts der geschilderten Problematiken, die mit den Gegenständen und der Fragestellung der Debatte einhergehen, aber im Grunde sehr rational: Wenn alle Versuche scheitern, eine typologische Klasse Kreolsprachen *deskriptiv* herauszuarbeiten, dann kann eine solche Klasse auch *normativ* definiert werden, um in dieser Form ihren heuristischen Wert unter Beweis stellen zu können. Das bedeutet, ihre Kriterien sind sowohl notwendige – eine Kreolsprache muss sie erfüllen – als auch hinreichende – jede Sprache, die sie erfüllt, ist eine Kreolsprache.

490 Vgl. allerdings die Kritik in Pagel (2010, 388 ff.).

Ein ähnliches Vorgehen finden wir zum Beispiel in der Astronomie bei der Klassifizierung von Himmelskörpern: Der Begriff *Planet* (von Gr. *planētēs* ‚Umherschweifer, Wanderer‘) bezeichnete im geozentrischen Weltbild noch jeden von der Erde aus sichtbaren Himmelskörper – auch Mond und Sonne, aber nicht die Erde. Der Umbruch zum heliozentrischen Weltbild erforderte Korrekturen, als deren Ergebnis nur noch diejenigen Gestirne als Planeten galten, die um die (beziehungsweise später um *eine*) Sonne kreisen – das heißt nicht der Mond und die Sonne, aber die Erde. So macht jede paradigmatische Veränderung, und machen auch substantielle Vergrößerungen des Beobachtungsfeldes, neue definitorische Anpassungen notwendig. Die Entdeckung mehrerer kleinerer Himmelskörper zwischen Mars und Jupiter in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts brachte der Klasse der Planeten zunächst einen starken Zuwachs, sodass sie zum Zeitpunkt der Entdeckung des Neptun, 1846, insgesamt 13 Objekte umfasste. Als ab 1847 weitere Neusichtungen hinzukamen, wurde (nach einer Idee Alexander von Humboldts) der Planetenbegriff für die größeren Himmelskörper reserviert, und für die kleineren eine neue Klasse geschaffen, die der *Asteroiden*.

Der vermeintlich äußerste Planet unseres Sonnensystems, Pluto, wurde erst 1930 entdeckt und behielt seinen Status als Planet bis knapp über die Jahrtausendwende hinaus. Denn mit der Entdeckung des nur etwas kleineren, aber schwereren Eris im Jahr 2005 und der realistischen Aussicht, im transneptunischen Kuipergürtel noch mehr solcher Objekte zu finden, mussten die Grundlagen des Planetenbegriffes 2006 weiter präzisiert werden. Auch diese Präzisierung, die 2006 auf einer Versammlung der *Internationalen Astronomischen Union* (IAU) per Abstimmung ratifiziert wurde, suchte eine normative Begriffsbestimmung: Als Planeten gelten seitdem nur diejenigen Himmelskörper, die (1) um eine Sonne kreisen, (2) eine genügend große Masse besitzen, sodass sie durch das hydrostatische Gleichgewicht eine runde Form angenommen haben, und (3) ihre Umlaufbahn von anderen Objekten freigeräumt haben. Es ist das dritte Kriterium, das Pluto nicht erfüllt und aufgrund dessen er den Planetenstatus verloren hat. Gleichzeitig wurde auf der Grundlage von Plutos Merkmalskombination (positiv für die Kriterien 1 und 2, negativ für Kriterium 3) abermals eine neue Klasse definiert und in die Astronomie eingeführt, die auch auf viele andere Objekte am Rand unseres Sonnensystems angewendet werden kann: die Klasse der *Zwergplaneten*. Die negativen Reaktionen nicht nur der Öffentlichkeit, sondern auch von fachlicher Seite auf die Aberkennung von Plutos Planetenstatus zeigt, wie auch hier paradigmatische und denkkollektive Bindungen in die Klassifikationsbemühungen eingreifen. Der Sinn einer solchen bindungsfernen, gewissermaßen ‚unemotionalen‘ Klassifikation erschließt sich dennoch sofort.

Auch McWhorters Bestreben, eine normative oder rein klassifikatorische Definition des Terminus *Kreolsprache* zu finden, ist deshalb legitim. Es stellt einen nicht uninteressanten Versuch dar, Konzept und Begriff an einen veränderten Erkenntnisstand und an (paradigmatisch) veränderte Erkenntnisbedingungen anzupassen, und die Problematiken, die sich aus der jeweils paradigmenspezifischen Herkunft der Konzepte der *Kreol- und Mischsprachen* einerseits, und der Frage nach der Einheitlichkeit und Distinktivität dieser Sprachen andererseits ergeben, in den Griff zu bekommen. Wir könnten die archaische *physei-thesei*-Frage der europäischen Sprachreflexion wieder aufgreifen, geringfügig anpassen und hier, analog zu den Veränderungen im Planetenbegriff, von einem Paradigmenstreit im Sinne eines *thesiozentrischen* (Sprache als Konvention und im sozialen Handeln Geschaffenes, Kreol- und Mischsprachen als ihre möglichen Ausdrucksformen) gegenüber einem *physiozentrischen Sprachbild* (Sprache als Wesenheit und Gegebenes, Kreol- und Mischsprachen als apriorische Kategorien) sprechen, der durch eine normative, klassifizierende Definition wie McWhorters zwar nicht ganz aufgelöst werden kann (denn auch McWhorters Theorie liegt freilich ein bestimmtes Sprachbild zugrunde), aber doch in den Hintergrund tritt.

Andere, viel grundlegendere Problematiken aber, wie die Besonderheiten, die mit einer Erfassung des letztlich nicht (oder höchstens peripher) physischen Objektbereiches *Sprache* verbunden sind und die Möglichkeit des Vergleichs und der Analogisierung mit Naturwissenschaften (wie der Astronomie oben oder erneut der Biologie bei Bakker et al. 2011, 2017) und ihren Methoden empfindlich beschneiden, kann auch dieser Versuch nicht umgehen. Was ein auf eine rein klassifikatorische Funktion hin definierter Kreolsprachentyp in der Sprachwissenschaft heuristisch zu leisten vermag, steht deshalb auf einem anderen Blatt.

Letzten Endes muss es der Sprachwissenschaft, wie allen historischen beziehungsweise Sozialwissenschaften, immer darum gehen, sowohl Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede, sowohl das Regelhafte als auch das Abweichende herauszuarbeiten. Das eine hervorheben und das andere unterdrücken zu wollen, scheint stets mit einem größeren theoretischen Aufwand und mit gravierenderen Problemen verbunden zu sein, als die in diesem Sinne janusköpfige Natur aller menschlichen Institutionen zu akzeptieren und vorbehaltlos zur Forschungsprämisse zu erklären.